Magazin des Soldaten

HEFT 3 • MÄRZ 1963 • PREIS DM 1,–





Zeichnung: Kurt Zimmermann

Am 14. März 1883, vor 80 Jahren, starb Karl Marx, der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.

Der da die Tiefen durchmißt,
kühl bis ans Herz, kennt das Abenteuer
und den Rausch des Entdeckens.
Doch nicht nachtwandelnd geht er die Wege,
die es erst gibt, seitdem er sie geht,
die verschlungenen Wege. Folg ihm,
ihm, dessen Haupt nie in den Tiefen verschwindet,
ihm, dessen Haupt nie in den Wolken verschwindet,
nicht nachtwandelnd geht er,
sein Kommen scheucht Wunder,
und wo sein Blick hinfällt,
dort stirbt das Geheimnis.

Wann je ging eines Menschen Fuß so über die Erde?

Louis Fürnberg

Genossen Horst Schumann

I. Sekretär des Zentralrates der FDJ

Was sagt uns unsere Truppenfahne?

Der Mensch steht bei uns im Vordergrund. In der DV 10/3 heißt es aber für den OvD, daß er bei Katastrophen unverzüglich Maßnahmen zur „Rettung der Truppenfahne und der Menschen und der Bergung der Waffen“ zu treffen hat. Ist das nicht ein Widerspruch?

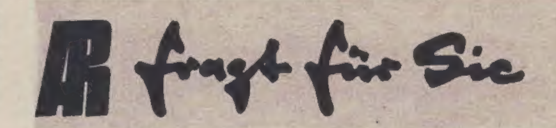
Meiner Meinung nach nicht. Was ist denn die Truppenfahne? Ist sie nicht das militärische Symbol des Truppenteiles, verkörpert sich in ihr nicht die Ehre, die Tapferkeit, die Standhaftigkeit – ja der Ruhm des ganzen Regiments? Für mich ist die Truppenfahne nicht einfach ein Stück Stoff, etwas Gegenständliches also, sondern bedeutet die Existenz eines ganzen Truppenteils, der vom Ministerrat ausgezeichnet wurde. Jeder Soldat, Unteroffizier und Offizier ist nicht nur nach der Vorschrift dazu verpflichtet, die Truppenfahne zu schützen, sondern er schützt und verteidigt damit die Ehre seiner Genossen, seines Regiments.
Ich habe gerade das Buch von Simonow „Die Lebenden und die Toten“ gelesen. Wie die Soldaten der Sowjetarmee in der Anfangsperiode des Krieges mit heldenmütigem Einsatz immer die Ehre der Einheit hochhielten, neuen Ruhm an ihre Fahne hefteten und sie schließlich doch in Sicherheit gebracht haben, das hat mich stark beeindruckt. Hier wird anschaulich geschildert, wie einfache Menschen über sich selbst hinauswachsen und Heldentaten als Selbstverständlichkeiten vollbringen.

Können Sie aus persönlichem Erleben darlegen, welche anspornende Kraft von einer Fahne ausgehen kann, unter der man kämpft?

Aber natürlich! Nehmen wir die letzten Wochen. Bei strenger Kälte, bei Schneesturm haben Hunderte FDJ-Mitglieder Eisenbahnanlagen und Straßen vom Schnee befreit. Die Fahne unseres Jugendverbandes wehte ihnen voran! Denken wir Jahre zurück. Viele werden sich persönlich erinnern: Immer, wenn es galt, Schwierigkeiten zu meistern, wehte die FDJ-Fahne an den Brennpunkten – Talsperrenbau Sosa, Bau der Wasserleitung zur Max-Hütte (Wer erinnert sich nicht daran: „Max braucht Wasser“), bei den FDJ-Brigaden in der Wische, in der Lewitz, auf den Friedländer Wiesen, jetzt in Schwedt an der Oder. Viele Leser der „AR“ waren im August 1961 selbst in Berlin. Könnt Ihr Euch noch erinnern, wie unsere Fahnen an den Panzern wehten und wie stolz wir alle waren, wie um die Wanderfahnen gekämpft wurde und wie jeder darauf bedacht war, keine Fehler zu machen, vorbildlich seinen Dienst zu erfüllen?
Vor kurzem war eine Delegation des Zentralrates der FDJ in einem polnischen Regiment zu Gast, dessen ganzer Stolz das „Juri-Gagarin-Banner“ ist. Das ist die Fahne, die im Spätsommer 1961 auf einem Panzer der NVA vor dem Brandenburger Tor wehte – ein Geschenk der deutschen Waffenbrüder.
Ich selbst kenne Beispiele von deutschen Kommunisten, die während der faschistischen Barbarei gequält, gefoltert und ermordet wurden, aber weder die Fahne noch ihre illegale Organisation verraten haben. Fahnenträger und Fahnenbegleiter zu sein, ist meiner Ansicht nach eine große Ehre und eine hohe Auszeichnung!

Wie kann ein Soldat in der Zeit der friedlichen Ausbildung ein inneres Verhältnis zu seiner Truppenfahne gewinnen?

Ein junger wehrpflichtiger Soldat sieht die Truppenfahne erstmals am Tage der Vereidigung. Er kennt nicht die Geschichte des Regiments, seine Erfolge, die aus ihm hervorgegangenen vorbildlichen Soldaten und Kommandeure.
In manchen Truppenteilen gibt es schon Traditionskabinette. Die vorher angedeuteten Beispiele könnten doch mancher FDJ-Organisation oder dem Regimentsklub Anlaß sein, dazu Heimabende und Veranstaltungen zu organisieren. Man könnte auch einen Film darüber drehen, oder ein junger Schriftsteller, der seinen Dienst in der Armee versieht, könnte darüber eine Erzählung schreiben. Was jedoch jeder Gruppenführer kann, ist, seinen Soldaten die Vorschrift zu erklären. Das heißt, den jungen Menschen seine Gedanken zur Symbolik des Truppenteils, zur Truppenfahne zu erläutern und ihnen klarzumachen, daß die Ehre der Fahne seine eigene Ehre ist.
Um auf die Frage mit einem Satz zu antworten: Ein Soldat kann nur dann ein inneres Verhältnis zu seiner Truppenfahne gewinnen, wenn er es auch zu seinem Staat hat und wenn er selbst zu einem vorbildlichen sozialistischen Kämpfer wird; wenn er weiß, wer sein Freund und wer sein Feind ist.



»Sieh, du bist nicht allein«



Zu Euerm Ehrentage meine herzlichsten Glückwünsche. Besonders seien diese Worte den Grenzern meiner ehemaligen Dienststelle in Berlin gewidmet.

Grenzer!
Eine große Verantwortung hast Du! –
Du hast Dich besonnen
und das Gewehr fest in Deine Hand genommen!
Und zeigt der Feind Dir sein wahres Gesicht –
Grenzer! Schrecke nicht davor zurück!
Grenzer! Du bist niemals allein,
Zehntausende sind mit Dir, für die Du, Grenzer,
ob Offizier oder Soldat, bei Tag und Nacht
wachst!

Grenzer!
Denke nie: es ist nichts los! –
Der Feind wird niemals kommen und sagen:
„Hier, Grenzer, nimm mich fest!
Ich bin ein Gehlen-Agent oder ein amerikanischer
Spion!"
Er, der Agent oder der Spion, wird auch kein
Schild mit diesen Worten tragen!
Nein, Grenzer! Du mußt herausfinden,
wer unserem Staat Schaden zufügt.

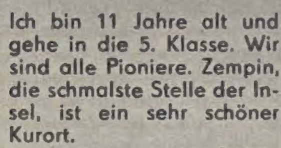
Grenzer!
Du hast Dich nicht umsonst besonnen
und das Gewehr fest in Deine Hand genommen!
Grenzer! Diese wenigen Worte sollen genügen,
um Dir daran aufzuzeigen:
„Sieh', Du bist nicht allein!"
Ich bin kein Poet, um diese Worte Dir zu sagen,
ich bin nur ein einfacher Schlossergesell'!

Artur Donat, ehem. Grenzpolizist

Wärme von der Ostsee

Dies sind Auszüge aus Briefen einer Usedomer Schulklasse an Soldaten.





Ich bin 11 Jahre alt und gehe in die 5. Klasse. Wir sind alle Pioniere. Zempin, die schmalste Stelle der Insel, ist ein sehr schöner Kurort.

Susanne Graumann, Zempin

Ich habe schon viel von dem Leben der Soldaten im Fernsehen gesehen. Daher weiß ich, daß das Leben in der Volksarmee nicht leicht ist. Darum wollen wir den Soldaten mit unserer Post eine Freude bereiten.

Harald Bernstein, Zempin

Da ich mir aber keine genaue Vorstellung über den Dienst in der Volksarmee machen kann . . . ist es mein Wunsch schon immer gewesen, von einem Soldaten selbst zu erfahren, wie der tägliche Dienstablauf in der Volksarmee ist.
Ich denke oft an unsere Soldaten, die für uns auf Wacht stehen, damit ich die Schule besuchen kann und meine Eltern ihre Arbeit gewissenhaft durchführen können.

Wolfgang Max, Zempin

»Das ist die Eifersucht«



Wir sind fast zwei Jahre verheiratet. Mein Mann ist schon sechs Jahre bei der NVA (Flieger). Gern gehen wir ins Kino oder tanzen, doch es dauert nicht lange, dann wird der ganze Abend verpfuscht. Wenn mich jemand ansieht oder zum Tanz auffordert, platzt er vor Wut, seine Eifersucht ist bald eine Krankheit. Dabei weiß er, daß ich nicht ohne ihn fortgehe. Wenn er vom Dienst kommt, hilft er im Haushalt und ist aufmerksam mir gegenüber. Nur einen Fehler hat er – das ist die Eifersucht. Vielleicht schreibt der eine oder andere seine Meinung darüber und hilft mir.

Frau Inge aus Cottbus

Unteroffiziersgehalt

Wie hoch ist das Gehalt eines Unteroffiziers? Wird es nach bestimmten Dienstjahren erhöht?

P. Gläser, Jüterbog

Ein Unteroffizier, der noch nicht seine 18 Monate Grundwehrdienst abgeleistet hat, erhält 110,– DM, d. h. 30,– DM Zuschlag zum Wehrsold. Danach erhält er ein Gehalt von 410,– DM. Das Gehalt erhöht sich dann wie bei allen Armeeangehörigen nach fünf Dienstjahren um 5 Prozent, nach zehn um 10 Prozent, nach fünfzehn um 15 Prozent.

Ohne Jahresurlaub?

Muß ein Genosse bei langem Fahrtweg von seinem Jahresurlaub die Tage mit hinzunehmen, um in Wochenendurlaub zu fahren? Muß er die Fahrtkosten selbst tragen?

Elitzer, Saalfeld

stsack . . . postsack . . . postsack

In der Urlaubsordnung heißt es eindeutig: „Wird zur Erreichung des Wohnortes eine Reisezeit von mehr als 6 Stunden benötigt, ist die Gesamtreisezeit für Hin- und Rückreise ohne Abrechnung auf den Erholungsurlaub einmal in den unter 2a–c genannten Zeiträumen (bei Wehrpflichtigen, die den Grundwehrdienst leisten – alle 12 Wochen; bei Soldaten auf Zeit – alle 6 Wochen; bei Berufssoldaten – alle 4 Wochen; die Redaktion) zusätzlich zum Wochenendurlaub zu gewähren." Die Fahrpreisermäßigung bei Wochenendurlaub beträgt 75 Prozent.

Auf dem »Trocknen«?

Nachdem auch die GST den „Seesport" nicht mehr herausgibt, sitzen wir Reservisten und auch die aktiven Angehörigen der Volksmarine im „Trocknen". In jedem Land gibt es eine oder sogar mehrere Marinezeitschriften, nur bei uns nicht.

Stabsmatrose der Res. Machner

Der „Seesport" wurde eingestellt, weil er nicht rentabel war. Zur Zeit gibt es in der DDR noch die Zeitschriften „Seeverkehr", „Schiff im Strom" (für die Binnenschiffahrt) und „Schiffbautechnik". Wir weisen die Reservisten ferner darauf hin, daß beim Buch- und Zeitungsvertrieb, Berlin C 2, Rungestraße 20, auch die Zeitschrift „Marinewesen" bestellt werden kann. Die Bezugsgenehmigung erteilt das zuständige Wehrkreiskommando.

Twist – ist?

(Zu AR 1/63 S. 3 und S. 39)
Vor kurzem hatte ich selbst Gelegenheit, diese Verrenkungen zu sehen, und ich muß sagen, das hat mit Kultur nichts zu tun. Wir brauchen doch Menschen, denen jede Triebhaftigkeit zuwider ist.

Erich Städter, Zwönitz



Vignetten: Arndt

Manche Offiziere tun so, als ob sie sich in ihrer Jugend nie und nimmer für moderne Tanzmusik begeistert hätten.
Natürlich wissen wir, wie wir uns als Uniformträger in der Öffentlichkeit zu verhalten haben. Schließlich können doch nur Spießer glauben, daß modernes Tanzen immer und in jedem Fall unmoralisch, verwerflich und gegen die Kultur sei.

Reiner Dietz, Horst Lange, Karl-Heinz Dost

stsack . . . postsack . . . postsack

SOLDAT SELTWEIN fragt: Welchen tieferen Sinn haben eigentlich für uns die militärischen Zeremonien?



Oberst RICHTER antwortet:

Zum besseren Verständnis: Zeremonien im öffentlichen Leben sind häufiger und in mehr Lebensbereichen zu finden, als auf den ersten Blick erkennbar ist. Bekannt ist das Zeremoniell in der Diplomatie, an unseren Universitäten, an den Gerichten, in der Produktion (z. B. im Bergbau, im Bauwesen usw.) aber auch im persönlichen Leben zu bestimmten Höhepunkten.
Drei Merkmale treten dabei hervor: Die Feierlichkeit, die Überlieferung und der geregelte Ablauf. Der tiefere Sinn ist: Die Bedeutung einer Sache den Beteiligten und der Öffentlichkeit feierlich bewußt zu machen.
Es ist deshalb nur natürlich, daß sich auch im Militärwesen bestimmte Zeremonien – vor allem die der Ehrung – öffentlich vollziehen. Denken Sie an Posten, Wachen oder an den Salut – alles zu Ehren von Persönlichkeiten oder Ereignissen. Denken Sie vor allen an solche Zeremonien, die direkt aus der Sphäre des Dienstes der Soldaten entspringen, wie der große Zapfenstreich, die Vereidigung oder der große Wachaufzug bei uns zu Ehren der Opfer des Faschismus und des Militarismus.
Eine besonders eindrucksvolle militärische Zeremonie ist die Ehrenparade jährlich am 1. Mai.
Natürlich gibt es Militärparaden schon solange, wie es Militär gibt. Im Jahre 1918 aber verschmolz in Moskau erstmalig in der Geschichte die Tradition des Weltproletariats, am 1. Mai für Frieden und Fortschritt zu demonstrieren, mit der Truppenparade einer sozialistischen Armee zu Ehren der Arbeiter-und-Bauern-Macht.
Eine Feststellung kann ich mir dabei nicht verkneifen: Unsere Gegner bezichtigen uns gern des „roten Militarismus". „Beweisen" tun sie es mit Bildern von unseren Militärparaden. Wie zynisch und primitiv!
Wer paradiert für was? Wer ehrt öffentlich was? Das ist auch hier die Frage! Sie, die modernen Barbaren, paradieren für eine neue Barbarei. Sie ehren das Totschlagen und die Totschläger dazu. Das ist ihre Tradition!
Wir aber halten es mit Scharnhorst: „Tradition in der Armee hat es zu sein, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren." Eine solche Tradition hat genau bei uns ihre Heimat gefunden, und ihr dient unser militärisches Zeremoniell.



Ich bin Genosse Schlaukopf, von Natur ein Spatz und z. Zt. als Ersatz-Reserve V zur AR einberufen. Die Ersatz-Reserve V kennen Sie noch nicht? Die Anordnung wird auch erst einen Monat nach dem Tag der Armee veröffentlicht! Weshalb ich aber ausgerechnet zur AR kam? In unserem Staat stehen jedem, ob groß ob klein, alle Türen offen. Und meinen Sie, die Redaktion hat keine Türen? — Vielleicht kam ich zur AR wegen meines Bewußtseins. Sperren Sie einmal einen Spatz in einen Käfig, mag der auch aus Gold oder aus Halbleitern bestehen (denn die sind noch wichtiger, wie Sie noch erfahren werden) — nach einer Woche pfeift er auf dem letzten Loch, und nach einem Monat hat er ausgepiept. Wir Spatzen lieben also die Freiheit und sind doch im Kollektiv zu Hause. — Vielleicht kam ich aber zur AR, weil ich pfiffig und mitunter auch dreist bin; denn das kommt bei einem Reporter noch vor dem Schreiben. — Mein erstes journalistisches Werk habe ich



Keine Woll- sondern Kunstfaserpullover tragen die Beiden aus dem Chemiewerk Premnitz. Das neue Dederonwerk in Guben, das 1965 die Produktion aufnimmt, wird größer als das Premnitzer sein.

Im Fluge notiert

Mit den Fittichen großer Taten — nach Goethe: Lust und Liebe — flog ich in die Ausstellung zum VI. Parteitag, über die ich schreiben sollte. Zuerst kam ich in ein Schlaraffenland. Auf einem riesigen Teller, der sich drehte, waren die herrlichsten Delikatessen aufgeschichtet. Leckereien waren das! Ich sage nur immer: Leckereien! Weizen- und Maiskörner, und auch Raps. Raps, verstehen Sie? Das ist für uns Spatzen soviel wie ein ganzer Königskuchen für einen Wehrpflichtigen. Alle diese Leckereien luden zum Mahle, und ich konnte nicht nein sagen. Damit Sie aber nicht sagen, dieser Schlaukopf denkt nur an sich selbst, habe ich Ihnen von jenem Teller diese Zahlen mitgebracht.

Erträge je ha in dt	1953	1962
Zuckerrüben	198	227,9
Getreide	22,4	26,4
Raps	9,5	14,5
Kohl	6460	8080

Derart notierte, d. h. arbeitete ich also, fraß die feinsten Sachen dabei und fuhr obendrein noch Karussel. So hatte sich mein Spatzengehirn das Journalistenleben immer vorgestellt, und ich sagte mir: Du bleibst auch nach dem Reservistendienst bei der AR. — Dann segelte ich plötzlich hoch über Berlin dahin, aber meine Heimatstadt sah diesmal viel schöner aus. Vor übermütiger Freude erleichterte ich mich und war nicht wenig überrascht, als neben dem Haus der Wissenschaft auf der Kongreßhalle eine zweite Kuppel entstand. Da kam ich wieder auf den Boden zurück und merkte, daß unter mir nur ein Modell lag. Es zeigte, daß in den nächsten Jahren vor allem die Zentren der großen Städte ausgebaut werden. Zwischen den letzten Parteitagen aber, so notierte ich, sind bereits 397 753 Wohnungen gebaut worden. — Vor dem Modell eines Hochseefrachters fragte ein Fünfjähriger an seinem Vater herum, wo der Kapitän wohnt, und wo der Kindergarten des Schiffes liegt. Ich dagegen pfeife auf jede Fahrt mit einem Hochseekahn — wegen der Seekrankheit —, und wenn es ein

Delikateß-Getreide-Kahn wäre. Deshalb begann ich über diese Tafel zu philosophieren, die über dem Kahn hing.

Anteil am Außenhandel:	Export	Import
Maschinenbau	58%	15,8%
Grundstoffindustrie	24%	43,1%
Leichtindustrie	15,4%	13,3%
Land- und Forstwirtschaft	2,4%	27,2%

Der Maschinenbau ist also Favorit. Alle wollen natürlich nur erstklassige Maschinen von uns, und das erfordert u. a. erstklassige Stahlsorten. Aber Metalle sind keine Delikatessen, die aus dem Boden wachsen. Sie müssen eingeführt werden. Um Geld zu sparen und um von allen Störversuchen unabhängig zu werden, wollen wir die teuren und besten Stähle selbst produzieren. Die zweite Verarbeitungsstufe der Metallurgie wird also besonders gefördert. – Für ein Spatzengehirn recht viel, zu viel ökonomisches Verständnis? Ehrlich gesagt: Ich habe mich mit fremden Federn geschmückt. Der mir das erzählte, war der bereits erwähnte Vater, übrigens Reservist und im Deutschen Amt für Material- und Warenprüfung tätig, das die Gütezeichen „1“ und „Q“ verleiht. – Wir zogen zu Dritt weiter und kamen zu dem neuen „Trabanten“, der eine längere und damit auch elegantere Form besitzt sowie manche andere Verbesserung wie Sicherheitsgurt, versenkbare Fenster, mehr Verglasung und höheren Kopfraum für die Hintensitzenden. „Kaufst du uns den“, zwitscherte der Kleine, zog aber den Papa zu einem „Spielzeug“-Wartburg, der ihm interessanter schien. Ich aber konnte notieren: In Eisenach ist man zur Fließbandfertigung übergegangen. Durch die automatische Transferstraße für den Triebsatz z. B. konnten die Arbeitsproduktivität um 280% gesteigert, 14 Arbeitskräfte und 46 350 DM eingespart werden.

Ja, Mechanisierung und Automatisierung werden bei uns groß geschrieben, aber oft klein gemacht. Da entdeckte ich z. B. zu Hunderten kleine Körner, die waren selbst durch eine starke Lupe kaum größer als Ameisen –, na, wir verstehen uns schon. Es waren Indiumperlen, die wichtigsten Teile einer bestimmten Sorte Transistoren. Diese Halbleiter sind wichtige Bausteine der Elektronik. Elektronik aber heißt messen, steuern, regeln, und das wiederum sind Voraussetzungen für Mechanisierung und Automatisierung. „Klein, aber oho!“ sagte ich, und ein Gefühl brüderlicher Verbundenheit mit den Halbleitern ergriff mich. Ins Notizbuch aber schrieb ich:

„Entwicklung der Arbeitsproduktivität

1958	1961	1962	1970
100%	126,3%	137%	245%.“

Schließlich gelangten wir zu einem Modell des Großtagebau Welzow-Süd. Er wird der größte Kohletagebau der Welt und Hauptlieferant für das Kombinat „Schwarze Pumpe“. 1966 wird die erste Kohle gefördert und dann jährlich genug, einen Güterzug zu füllen, der um die halbe Welt reicht. Braunkohle wird noch lange Hauptquelle unserer Energie sein. Aber immer wichtiger wird das Erdöl. Und hol's der Kuckuck, beim Erdöl sollte mein Rundflug enden. Vor dem Modell des Erdölverarbeitungswerkes Schwedt wies der Vater auf verschiedene Türme und dann auf einen Glasbehälter, in dem eine lehmigbraune Flüssigkeit blubberte, und er erklärte. „Hier wird das Erdöl gereinigt, hier nochmals gereinigt, hier wird es gekocht, und dann fließt das fertige Benzin in die Tankwagen und kommt zu uns in den Camping-Kocher, damit wir im Urlaub wieder Pudding kochen können.“ Mir zog es bei dieser Erklärung dann doch die Reservistenstiefel aus, die übrigens viel zu groß waren. Das war völlig unter meinem und Ihrem Niveau. Deshalb segelte ich davon mit der Einladung des Genossen Reservisten an Sie und mich im Schnabel, ihn bald auf seiner Arbeit zu besuchen. Und deshalb sind auch Sie im nächsten Heft



Die erste neue Diesellok vom Typ V 180 (1800 PS) erhielt die DR von den Babelsberger Lokbauern.

Mit Spatz Schlaukopf
Auf den Spuren des „Q“.



An der Eisfront

Als der junge Grenzsoldat Jürgen Klein vor den Delegierten des VI. Parteitages der SED über die tiefe Verbundenheit unserer Armee mit dem werktätigen Volk sprach, belegten Tausende seiner Genossen diese Worte durch die Tat. Gemeinsam mit den Braunkohlekumpels, den Kraftwerkern, den Werktätigen im Transportwesen und der Wasserwirtschaft lieferten sie dem langandauernden Frost eine friedliche Schlacht, um die Wirtschaft unserer Republik vor größerem Schaden zu bewahren.

Furchen im Schnee

Von der Straße sieht man nichts mehr. Meterhoch sind die Schneeverwehungen. Für gewöhnliche Fahrzeuge unpassierbar. Aber das schwere Kettenfahrzeug der Volksarmee mit dem Planierschild vor dem Bug bahnt sich anscheinend mühelos seinen Weg. Links und rechts der Straße werden die Schneemassen aufgetürmt, bilden kilometerlange Wälle. Die Straße ist eng. Der Fahrer muß alle Sinne anspannen, um mit seiner breiten Maschine ja keinen Baum oder einen Kilometerstein mit wegzurasieren.
Aber Unterfeldwebel Jürgen Otto, der hinter den Lenkhebeln sitzt, beherrscht seine „BAT“ aus dem Effeff. Schließlich war er vier Jahre Meisterfahrer in einer Panzereinheit, bevor er zu den Pionieren des Truppenteils Altmann kam. Pionier sein, heißt Wegbereiter sein. Hier räumt er den Weg zu vielen Ortschaften im Kreisgebiet Bad Liebenwerda und Finsterwalde, die infolge des Schneesturmes in der vorletzten Nacht von der Außenwelt abgeschnitten sind. Sein Einsatz wird vor heute abend nicht zu Ende sein.
Unterfeldwebel Otto weiß, daß es nicht allein um das Räumen der Straßen geht. In den Ortschaften, die er durchfährt, wohnen viele Arbeiter aus den Stahlwerken Riesa und Gröditz. Sie können nicht arbeiten gehen, weil die Busverbindungen unterbrochen sind. Versorgungsfahrzeuge bleiben stundenlang im Schnee stecken. Manche Orte erhielten weder Lebensmittel noch Post. Also heißt es, hinter den Lenkhebeln bleiben, bis alle Ortschaften aus ihrer Isolierung befreit sind.
In Jesewitz macht der Unterfeldwebel Rast. Der Bürgermeister nimmt ihn mit ins Haus, damit er sich aufwärmen kann. Die Hausfrau bereitet ihm ein Glas heißen Tee. Das tut gut bei dieser Kälte.
„Ihr seid unsere Rettung“, sagt der Bürgermeister. „Wir haben versucht, Holzpflüge mit Pferdegespannen einzusetzen, aber vergeblich. Sie blieben in den Schneemassen stecken.“
Als Genosse Otto ins Fahrerhaus steigt, hat er Mühe, die Kinder des Dorfes von dem „schweren Panzer“ fernzuhalten, den sie neugierig umlagern. Jubelnd begleiten sie das Fahrzeug zum Dorfausgang. Dort läßt der Unterfeldwebel den Planierschild herunter und zieht erneut eine breite Furche durch den Schnee.

Und das am kältesten Tag . . .

Soldat Gerold Kunath hat die Ohrenklappe der Mütze heruntergezogen. Hier, im Tagebau Schlabendorf, unmittelbar unter der Oberkante des Abraums, pfeift der Wind ein eisiges Lied, und die Kälte sticht wie tausend Nadeln. Die Förderleistung darf nicht absinken. Deshalb graben Soldat Kunath und seine Kameraden Sprenglöcher in den Hang. Von Zeit zu Zeit legen sie eine kleine Verschnaufpause ein. Der hart gefrorene Boden gibt dem Spaten nicht so leicht nach. Endlich ist das Loch tief genug. Soldat Kunath greift die vier Sprengstoffpakete, die einer seiner Kameraden schon bereitgelegt hat, schließt die Zündschnur an und führt die jetzt scharfe Sprengladung ein. Dann geht er ans Ende der Reihe und beginnt ein neues Loch zu buddeln. Auf einer über 200 Meter langen Strecke soll ein etwa drei Meter breiter Streifen gefrorenen Bodens lockergesprengt werden, damit die beiden Abraumbrücken, die sich links und rechts im Hintergrund weit über die Grube erstrecken, ohne Unterbrechung arbeiten können.
Die Schneedecke ist nur dünn. Um so kräftiger ist an diesem Donnerstag, den 17. Januar 1963, der Frost; 24 Grad unter Null zeigt die Quecksilbersäule am Tage, nachts sinkt sie noch tiefer. Es ist der bisher kälteste Tag der schon über vier Wochen andauernden Frostperiode. Bis zu 1,20 Meter tief steckt der Frost. Dagegen sind selbst die scharfen Zähne der Baggereimer machtlos. Deshalb kamen schon vor 14 Tagen die Pioniere unter Leitung von Oberleutnant Schneider, um den Abraum lockerzusprengen. „Ohne den Einsatz der Soldaten hätten wir den Tagebau schon An-

Ja, der Frost hatte sich
mit der Kohle vermählt.
Und das Hochzeitsbett
war wie aus Gips.
Und der Bagger biß stöhnend
die Zähne sich aus,
und der Frost pfiff höhnend:
Du menschliche Laus,
gib's auf!
Ich bleibe doch Sieger!

Du ... Sieger?
Noch nicht!
Und der Kumpel,
der lacht,
bohrt Dutzende Löcher,
und bums —
hat's gekracht.
Von der Gipshaut
flogen die Fetzen.
Und der Bagger biß zu,
und es füllten im Nu
die Sieger
die Loren voll Kohle.

Solche Siege,
unterm Würgegriff
des Frostes errungen,
zählen zehnfach.
Doch der Dank,
den wir den Kumpeln schulden,
wird oft einfach,
oft zu einfach abgegolten.

Von Jupp Müller

(Aus „Unterm Würgegriff des Frostes")



Artisten über dem Kohlebunker — Soldaten des Zuges Solfrank

fang Januar ganz und gar einstellen müssen", sagt der Werkleiter, Genosse Bräuniger. „Aber das können wir uns nicht leisten. Schließlich braucht das Kraftwerk Lübbenau täglich seine 21 000 Tonnen Kohle, ebenso das Heizkraftwerk Karl-Marx-Stadt, das täglich 2000 Tonnen erhält."

Die Kumpel sind sich ihrer großen Verantwortung voll bewußt. Die Soldaten nicht minder. Deshalb scheuen sie in dieser „Winterschlacht" in ihrem erbitterten Kampf um die Kohle keine Anstrengung, um die Versorgung der Industrie und der Bevölkerung zu sichern.

Für Gerold Kunath und einige seiner Kameraden ist dieser Einsatz eine erste große Bewährungsprobe. „Soviel wie hier an einem Tag sprengen wir in der Ausbildung das ganze Jahr nicht", sagt Oberfeldwebel Frick, ein versierter Sprengmeister. Zwei bis drei Tonnen Sprengstoff verbrauchen sie täglich.

Die Kumpels des Tagebaues sind froh, solche zuverlässigen Helfer an ihrer Seite zu wissen. „An den ersten paar Tagen waren sie noch etwas skeptisch", weiß Gefreiter Winkler zu berichten !„Als sie dann merkten, wie zweckmäßig wir unsere Sprengungen anlegen und daß wir ihnen die Kohleförderung überhaupt erst ermöglichen, da haben wir ihr volles Vertrauen gewonnen."

Da ertönt ein Hupsignal. Alle gehen in sicherer Entfernung in Deckung. Nur der Zündtrupp, Oberfeldwebel Frick und seine Genossen, bleiben zurück. Aber auch sie rennen dann schnell davon.

Augenblicke später erzittert die frostklare Luft unter lautem Dröhnen. Ladung auf Ladung deto-

niert, reißt den gefrorenen Boden auf, wirft Tausende Erdklumpen hoch und verwandelt die Oberkante des Abraumhanges in eine Kraterlandschaft. Wieder ist man der Kohle etwas näher gekommen.

Genosse Kummer, der nimmermüde Tagebauleiter, braucht am anderen Morgen nicht zu denken Omen est Nomen. Beim Genossen Neumann, dem Hauptdispatcher, nimmt er befriedigt zur Kenntnis, daß die Grube zum erstenmal seit Bestehen den Tagesplan mit mehr als 1300 Tonnen Rohkohle übererfüllt hat.

Und was Genosse Kummer zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen konnte: Das Kraftwerk Lübbenau fuhr am gleichen Tag mit 565 Megawatt ebenfalls eine Spitzenleistung.

Und das am kältesten Tag der Frostperiode . . .

Artisten über dem Kohlebunker

Zwei Dutzend Arbeiter warten ungeduldig auf der Gleisbrücke der Siebkohleanlage Sabrodt im Kombinat „Schwarze Pumpe". Endlich! Ein langer Zug rollt heran. Tief unter den Gleisen hält der Kohlebunker seinen Rachen weit geöffnet. Gleich wird er wieder Futter haben.

Doch sein Hunger bleibt vorerst ungestillt. Aus den Selbstentladewaggons rollen nur einige Klumpen. Die Masse der Kohle ist zu einem einzigen Block zusammengefroren. Bei 18 Grad minus nützt auch die elektrische Heizung des Waggons nicht mehr viel.

Die Arbeiter auf der Gleisbrücke haben dicke Watteanzüge an. Unter ihnen sind auch Soldaten der Volksarmee. Während in die Kohle Sprenglöcher vorgetrieben werden, schleppt Soldat Peter Schurig Sprengstoff heran.

Mit radikalen Mitteln geht es dem Frost zu Leibe. Aber selbst die kunstgerecht vorgenommenen Sprengungen vermögen nicht die Waggons restlos zu entleeren. Noch immer klebt Kohle an den Wänden. Aber auch daran ist bereits gedacht. Eine provisorische Holzbühne in Höhe der Waggons ist errichtet. Wie Artisten turnen auf ihr Soldaten herum. Mit Gurten gesichert, stoßen sie aus schwindelnder Höhe mit langen Eisenstangen die Kohle hinunter.

Als Pioniere sind die Genossen Kaufmann, Frisch und Kinzel gewöhnt, auch unter ungewöhnlichen Bedingungen zu arbeiten. Gestern trafen sie hier ein. Als sie sahen, wie sehr hier Not am Manne ist, gingen sie gewissermaßen aus dem Marsch heraus gemeinsam mit den Arbeitern sofort zum Kampf über. Die Siebkohleproduktion darf nicht stocken! Die Kesselanlagen in den Kraftwerken Trattendorf, Finkenheerd und Muldenstein, im Sodawerk Bernburg und im VEB Sachsenring, die von Sabrodt versorgt werden, gieren nach Kohle. Das wissen die Genossen. Deshalb scheuen sie weder Frost noch lange Arbeitszeit und vollbringen in diesen angespannten Wochen der Frostperiode gemeinsam mit den Arbeitern wahre Heldentaten. R. D. / F. H.



Damit sich der Bagger nicht die Zähne ausbeißt . . .

. . . rücken die Pioniere der Nationalen Volksarmee dem Frost mit radikalen Mitteln zu Leibe.



ALEXEJ TOLSTOI

Der russische Charakter

Ich will hier nicht erzählen, wie er die Faschisten schlug, wenn er auch den Goldenen Stern am Rock trägt und die halbe Brust voll Orden hat. Er ist ein einfacher, bescheidener, stiller Mensch, Kollektivbauer aus einem Dorf an der Wolga im Saratowschen. Was ihn aber aus der Menge hervorhebt, ist seine ungewöhnliche, kraftvolle und ebenmäßige Erscheinung. Das Auge freut sich, wenn er aus dem Turm seines Panzers heraussteigt. Der reinste Kriegsgott.

Er hatte eine Braut, zu Hause an der Wolga. Von den Bräuten und Frauen wird bei uns an der Front viel erzählt, namentlich in Zeiten der Stille, so nach dem Abendbrot, wenn draußen der Frost kracht, im Bunker aber das Öfchen prasselt, und das Öllämpchen ein trübes Licht verbreitet. Da kommen denn die wunderlichsten Gespräche zustande, vor Staunen brummen einem die Ohren. Der eine fängt an: „Was ist Liebe?" Und so philosophiert man ein Stündchen und ein zweites hin und her, bis der Starschina sich einmischt und mit befehlsgewohnter Stimme seine maßgebliche Meinung sagt. Jegor Dremow hatte für derlei Gespräche offensichtlich nichts übrig, er erzählte mir von seiner Braut nur ganz beiläufig, sie sei ein sehr braves Mädchen, und wenn sie einmal gesagt habe, sie werde auf ihn warten, so warte sie bestimmt, da könne er auch auf einem Bein heimkommen ...

Über seine militärischen Verdienste erfuhren wir erst von seiner Mannschaft, wobei der Fahrer Tschuwilew die Zuhörer am meisten zum Staunen brachte.

„... Na, also, wir drehen bei, verstehst du, und da sehe ich, wie so was hinter dem Hügel vorgekrebst kommt. ‚Genosse Leutnant, ein Tiger', brüll ich. ‚Vorwärts, Vollgas!' ruft er. Ich fahr' im Zickzack kreuz und quer durch die Tannenschonung, von wegen Tarnung. Der Tiger schnuppert mit seinem Kanonenrohr wie ein Blinder hin und her, ein Schuß — daneben ... Da knallte ihm denn unser Leutnant eins in die Seite, daß es nur so spritzt. Gleich darauf noch eins in den Turm, da kippte er den Rüssel hoch ... Als er den dritten Treffer sitzen hatte, quoll ihm der Rauch aus allen Ritzen. Fünf Minuten später sausen wir schon in voller Fahrt mitten in das Dorf hinein. Da ging es heiter zu ... Die Faschisten hetzten in heller Aufregung durch das Dorf. Und alle zum Speicher hin. ‚Los, auf den Speicher!' kommandierte mein Leutnant. Die Kanone hatten wir weggedreht und da fuhr ich in voller Fahrt in die Scheune hinein. Was übrig blieb, hob die Hände und rief ‚Hitler kaputt!'"

So kämpfte Leutnant Dremow, bis ihm das Unglück zustieß. Es war während der Großschlacht im Kursker Bogen, die Deutschen hatten schon große Verluste und ihre Reihen kamen ins Wanken, da wurde sein Panzer auf einer kleinen Anhöhe mitten in einem Weizenfeld angeschossen. Zwei seiner Leute waren auf der Stelle tot. Der nächste Treffer setzte die Maschine in Brand. Der Fahrer Tschuwilew, der durch die Vorderluke hinausgesprungen war, kroch nochmals auf die Panzerung zurück und zerrte den Leutnant heraus. Der war bewußtlos und sein Overall brannte ihm am Leib. Tschuwilew streute dem Bewußtlosen lockere Erde ins Gesicht, auf den Kopf, auf die Kleider, um die Flammen zu ersticken. Dann brachte er ihn, von einem Granatloch zum anderen kriechend, nach dem Verbandsplatz ... „Ich habe ihn damals mitgenommen, weil ich hörte, daß sein Herz noch schlug ..."

Jegor Dremow kam durch. Acht Monate lag er im Lazarett und man nahm eine plastische Operation nach der anderen an ihm vor. Als nach acht Monaten der Verband fiel, sah er zum erstenmal sein Gesicht, das doch nicht mehr sein Gesicht war. Die Schwester wandte sich ab und schluchzte, als sie ihm den Spiegel reichte. Er gab ihn ihr schnell zurück. „Es gibt Schlimmeres", sagte er, „damit kann man leben."

Die Ärztekommission befand ihn unbedingt tauglich, doch nicht für die Truppe. Da ging er zu seinem General und sagte: „Ich bitte um Ihre Erlaubnis, wieder in mein Regiment gehen zu können." Er bekam drei Wochen Genesungsurlaub und reiste in seine Heimat zu seinen Eltern. Das war im März dieses Jahres.

Auf den leeren Feldern lag noch Schnee, ein feuchtkalter Wind blies ihm unter den Mantel und pfiff ihm ein zehrendes Gefühl von Verlassenheit in die Ohren. Als er an sein Dorf kam, dämmerte schon der Abend. Er blieb unvermittelt stehen und vergrub die Hände in den Taschen. Dann schüttelte er den Kopf und ging schräg hinüber auf sein Haus zu. Bis an die Knie im feuchten Schnee stehend, beugte er sich zu dem kleinen Fenster vor und sah seine Mutter. Sie stand im trüben Licht einer niedriggeschraubten Petroleumlampe am Tisch und bereitete das Nachtmahl. Sie war ganz die alte stille, bedächtige, gute Mutter, sogar das dunkle Kopftuch trug sie noch. Bloß war sie älter geworden, und die

mageren Schultern zeichneten sich hart unter dem Kleid ab. ‚Ach, hätte ich das gewußt, ich hätte ihr jeden Tag zwei, drei Worte schreiben müssen...‘ Sie stellte einen Krug Milch, einen Kanten Brot und das Salzfaß auf den Tisch, legte zwei Löffel dazu, mehr war für ihr bescheidenes Mahl nicht nötig. Dann blieb sie am Tisch stehen, die mageren Arme unter der Brust verschränkt, und sann vor sich hin... Und als Jegor Dremow so durchs Fenster seine Mutter ansah, wurde es ihm mit einemmal klar, daß er sie nicht erschrecken konnte, daß dieses liebe, alte Antlitz nicht vor Entsetzen zittern durfte.
Na gut. Er öffnete die Zaunpforte, schritt über den kleinen Hof und pochte an die Tür. „Wer ist da?“ Er antwortete: „Held der Sowjetunion, Leutnant Gromow.“
Sein Herz klopfte so stürmisch, daß er sich mit der Schulter an den Türrahmen lehnte. Nein, die Mutter hatte seine Stimme nicht erkannt. Auch er meinte diese Stimme zum ersten Mal zu hören, sie hatte sich nach all den Operationen verändert und war rauh und unklar geworden.
„Was willst du von uns, Väterchen?“ fragte sie.
„Ich bringe Grüße von Oberleutnant Dremow an seine Mutter, Marja Polikarpowna.“
Die Tür ging auf, die Mutter eilte auf ihn zu und ergriff seine Hand.
„Lebt er, mein Jegor? Ist er gesund? So komm doch ins Haus, Väterchen.“
Und nun saß Jegor Dremow auf der Bank am Tisch, am selben Platz wie einst, als seine Füße noch nicht bis zum Boden reichten und die Mutter ihm manchmal über das krause Haar strich und sagte: „Du mußt essen, mein Mauerschwälbchen.“ Er begann mit aller Ausführlichkeit von ihrem Sohn, alias sich selbst, zu erzählen, wie er ißt, trinkt, keinerlei Mangel leidet, stets gesund und frohen Mutes ist und dann — kurz — über die Schlachten, die er mit seinem Panzer mitgemacht hatte.
„Sag mir, es muß wohl furchtbar sein im Krieg“, unterbrach sie ihn, und ihre dunklen Augen blickten in sein Gesicht, ohne ihn wahrzunehmen.
„Gewiß, Mütterchen, schrecklich, aber man gewöhnt sich dran.“
Dann kam der Vater, Jegor Jegorowitsch. Er warf einen flüchtigen Blick auf den Besuch, klopfte sich dann umständlich die ausgetretenen Filzstiefel an der Schwelle ab. Ohne Eile legte er den Schal und die rohgegerbte Felljacke ab, trat an den Tisch und reichte dem Gast die Hand — oh, diese liebe, breite gerechte Vaterhand! Er fragte nichts. Auch ohne Fragen war klar, was der Offizier mit den vielen Orden hier wollte, setzte sich an den Tisch und hörte mit halbgeschlossenen Augen zu. Je länger Leutnant Dremow unerkannt am Elterntisch saß, von sich und doch nicht von sich redend, um so unmöglicher wurde es, einfach aufzustehen und sein Geheimnis zu entdecken. „Erkennt mich doch schon, Vater und Mutter...“ Häusliche Wohligkeit durchströmte ihn, in die sich bittere Wehmut mischte.
„Nun, Mutter, wollen wir nicht zu Abend essen? Stell etwas Gutes für unseren Gast auf den

Fortsetzung auf Seite 12

Allen Leserinnen des Soldatenmagazins entbietet die Redaktion zum Internationalen Frauentag am 8. März die herzlichsten Grüße und Glückwünsche.

Hedda Zinner

Hüter des Lebens

Ward nicht die Liebe zum werdenden Leben
von der Natur zum Geschenk uns gegeben,
ruht nicht in uns alles kommende Sein?
Weist unserm Handeln nicht das schon die Richtung,
zeigt uns das nicht unsre große Verpflichtung,
schließt das nicht alles — ja, alles mit ein?!

Mädchen und Frauen und Mütter der Welt —
Ihr seid zum Hüter
des höchsten der Güter:
Ihr seid zum Schutze des Lebens bestellt!

Wird auch das Leben in Schmerzen entbunden —
liegen im Schweren doch glückliche Stunden,
hebt aus dem Dunkeln sich kommendes Licht.
Aber wir wollen nicht Schmerzen ertragen,
um einst am Grabe des Lebens zu klagen,
das man im Kriege uns sinnlos zerbricht!

Mädchen und Frauen und Mütter der Welt —
Ihr seid zum Hüter
des höchsten der Güter:
Ihr seid zum Schutze des Lebens bestellt!

Sagt nicht: Was können wir Frauen erreichen?
Sind nicht Millionen wie wir in den gleichen
Sorgen und Nöten und Angst vor dem Krieg?
Kann nur im Frieden das Leben gedeihen,
laßt uns vom Krieg die Menschheit befreien!
Friede — er sei unser stolzester Sieg.

Mädchen und Frauen und Mütter der Welt —
Ihr seid zum Hüter
des höchsten der Güter:
Ihr seid zum Schutze des Lebens bestellt!

Hilfsbereit, fleißig, klug — das ist Marion Möstchen, beliebte und geachtete Vollschwester (23) in einem Med.-Punkt unserer Armee.



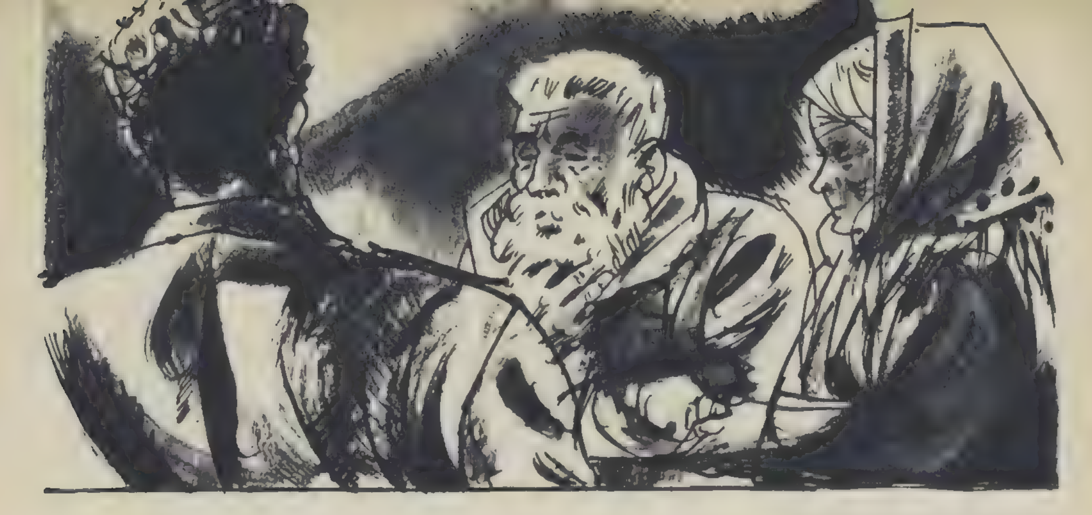


Illustration: Rudolf Grapentin

Fortsetzung von Seite 10

Tisch", sagte Jegor Jegorowitsch und öffnete den kleinen alten Spind, in dem früher links in der Ecke die Streichholzschachtel mit den Angelhaken gelegen hatte — sie war noch da — und immer noch die Teekanne mit dem verbogenen Schnabel stand, und wo es nach Brotkrumen und Zwiebelschalen roch. Man setzte sich wie in alten Zeiten zum Abendbrot. Und erst beim Essen bemerkte Oberleutnant Dremow, daß seine Mutter unverwandt auf seine Hand blickte, die den Löffel führte. Er lächelte kurz, die Mutter sah auf und ein schmerzliches Zucken glitt über ihr Gesicht.

Man unterhielt sich über dies und das; wie der Frühling wohl heuer ausfallen würde, und ob das Bauernvolk mit der Aussaat zurechtkäme und daß in diesem Sommer der Krieg zu Ende sei.

„Wieso glauben Sie, Jegor Jegorowitsch, daß das Kriegsende diesen Sommer zu erwarten ist?"

„Das Volk kocht vor Haß und Erbitterung", antwortete Jegor Jegorowitsch. „Wer einmal durch den Tod hindurch ist, der ist nicht aufzuhalten. Da hilft den Deutschen nichts mehr."

„Aber Sie haben uns nicht gesagt, wann Jegor Urlaub bekommt", warf Marja Polikarpowna ein. „Wir haben ihn drei Jahre nicht gesehen. Er ist gewiß ein richtiger Mann geworden und trägt einen Schnurrbart ... Ja, wenn man so Tag für Tag den Tod neben sich hat, da wird wohl auch die Stimme rauh?"

„Vielleicht kommt er und Sie werden ihn nicht erkennen", sagte der Leutnant.

Sie bereitete ihm das Nachtlager auf dem breiten russischen Ofen, wo er jeden Ziegelstein, jede Ritze in der Bretterwand und jeden Astknoten in der Stubendecke kannte. Der Märzwind klapperte auf dem Dach, im Nebenraum schnarchte leise der Vater. Die Mutter wälzte sich seufzend auf ihrem Bett, sie schlief nicht. Der Leutnant lag flach auf dem Bauch und hatte das Gesicht in die Hände vergraben. ‚Sie hat mich nicht erkannt ... Sie hat mich wirklich nicht erkannt ... Mutter, ach Mutter ...'

Ein Knistern von Holz weckte ihn am anderen Morgen aus dem Schlaf, die Mutter hantierte behutsam am Ofen. Seine Fußlappen hingen frisch gewaschen an der Leine und seine saubergeputzten Stiefel standen bei der Tür.

„Ißt du gern Hirseküchlein?" fragte die Mutter. Er antwortete nicht, sondern kletterte vom Ofen, streifte die Militärbluse über und zog den Gürtel stramm. Dann setzte er sich barfuß an die Ofenbank.

„Sagen Sie, wohnt hier im Dorf nicht eine Katja Malyschewa, die Tochter von Andrej Stepanowitsch Malyschew?"

„Gewiß, sie hat im Vorjahr das Seminar fertiggemacht, jetzt ist sie hier Lehrerin."

„Ihr Sohn hat mir aufgetragen, ihr unbedingt Grüße auszurichten."

Die Mutter schickte das kleine Mädchen der Nachbarsleute zu den Malyschews. Der Leutnant hatte noch nicht die Stiefel angezogen, als Katja schon angelaufen kam. Ihre großen grauen Augen blitzten, die Brauen waren vor Überraschung hochgezogen, und freudige Röte bedeckte ihre Wangen. Er konnte sich nicht enthalten, leise zu stöhnen. Oh, wenn er diese warmen, blonden Haare küssen dürfte!

„Sie bringen Grüße von Jegor?" (Er stand mit dem Rücken zum Fenster und senkte den Kopf, weil ihm die Stimme versagte.) „Und ich warte Tag und Nacht auf ihn. Das können Sie ihm sagen ..." Sie trat nahe an ihn heran, sah ihn an und prallte zurück, als hätte ihr jemand einen leisen Stoß vor die Brust gegeben. Da beschloß er fest, noch heute abzureisen.

Er kam wieder in sein Regiment, das weit im Hinterland zur Auffüllung lag. Seine Kampfgefährten begrüßten ihn mit einer so aufrichtigen Herzlichkeit, daß der Druck, der ihn weder ruhig schlafen noch essen ließ, ein wenig von seinem Herzen wich. Er beschloß, so lange wie möglich seine Mutter über sein Unglück in Ungewißheit zu lassen. Und Katja ... das wird er sich aus dem Herzen reißen.

Zwei Wochen später kam ein Brief von der Mutter.

„Mein inniggeliebter, guter Sohn! Ich fürchte mich, Dir zu schreiben, aber ich weiß nicht, was ich denken soll. Bei uns war ein Mann, den Du

zu uns geschickt hast, ein guter Mensch, bloß häßlich anzuschauen. Er wollte eine Weile bei uns bleiben, aber dann reiste er gleich wieder fort. Seither kann ich nachts nicht mehr schlafen. Mein Herz sagt mir, daß Du bei uns warst, mein Junge. Jegor Jegorowitsch schilt mich aus, ich hätte den Verstand verloren. ‚Nein, Alte', sagte er, ‚wenn unser Junge hier gewesen wäre, der hätte sich nicht verleugnet ... Und wozu auch? Käme er mit einem solchen Gesicht wie dieser, wir müßten stolz auf ihn sein.' Jegor Jegorowitsch redet das seine, aber das Mutterherz fühlt es anders: er war es, unser Junge war es! ... Der Mann schlief auf dem Ofen. Während er schlief, nahm ich seinen Mantel, um ihn auf dem Hof auszuklopfen. Und da preßt' ich weinend den Mantel ans Gesicht, er ist's, sein Mantel! ... Liebster Jeguroschka, bitte schreib uns um Christi willen, was gewesen ist. Oder hab' ich wirklich den Verstand verloren? ..."

Jegor Dremow zeigte mir, Iwan Sudarew, diesen Brief, und als er mir seine Geschichte erzählte, fuhr er sich mehrmals mit dem Ärmel über die Augen. Ich sagte ihm: „Da sind die Charaktere aber mal aneinandergeraten. Du Dummkopf, du Esel, schreib schleunigst an deine Mutter, bitte sie um Verzeihung und quäl sie nicht länger ... Was ist ihr dein Gesicht? Sie wird dich so noch lieber haben."

Er schrieb noch am selben Tag einen Brief nach Hause: „Meine lieben Eltern, Marja Polikarpowna und Jegor Jegorowitsch! Vergebt mir meine Unwissenheit, ich war es selbst, der Euch besuchte, Euer Sohn ..." Und so weiter und so fort, vier Seiten hindurch in enger Schrift, und wäre es nach ihm gegangen, er hätte auch zwanzig geschrieben.

Einige Zeit darauf, wir waren gerade auf dem Schießstand, kam ein Soldat angerannt und wandte sich an Jegor Dremow: „Genosse Hauptmann, es fragt jemand nach Ihnen." Wir gingen ins Dorf zurück, und wie wir an das Haus herankamen, wo wir beide im Quartier lagen, sehe ich, daß mein Dremow aufgeregt ist und immerfort hüstelt. ‚Ein Panzeroffizier, und so schwache Nerven', dachte ich. Wir treten ein, er vorneweg, und da höre ich: „Mutter, willkommen, ich bin's!" Und schon sehe ich, wie eine kleine alte Frau ihm an die Brust fliegt. Als ich mich umsah, entdeckte ich eine zweite Frau. Bei meinem Ehrenwort, es gibt auf Erden gewiß noch andere schöne Frauen, sie dürfte nicht die einzige sein, aber ich habe nie eine schönere gesehen.

Er machte sich von der Mutter los und ging auf das Mädchen zu. Ich erwähnte ja schon, daß seine herrliche Gestalt an die eines Kriegsgottes erinnerte. „Katja", sagte er, „warum sind Sie hier? Sie haben mir versprochen, Sie werden warten und nun ..."

Und die schöne Katja antwortete, ich hörte es, obgleich ich leise hinausgegangen war:

„Jegor, ich wollte Ihre Frau sein fürs ganze Leben. Ich werde Sie treu und von Herzen lieben ... Bitte, schicken Sie mich nicht zurück ..."

Da habt ihr sie, die russischen Charaktere! Schlichte, einfache Menschen, so scheint es, aber kommt eine harte Zeit der Not, dann wächst eine gewaltige Kraft in ihnen auf, und die heißt menschliche Schönheit! *(gekürzt)*

Waffenbrüder Magazin

Am 18. 3. gratulieren wir unseren mongolischen Waffenbrüdern zum Tag der Mongolischen Volksarmee.



Beispielhaften Mut und kaltblütige Entschlossenheit bewies der sowjetische Fliegerhauptmann Karpenko, als über einer größeren Stadt das Höhenleitwerk seines Jagdflugzeuges versagte. Die manövrierunfähige Maschine drohte abzustürzen. Zweiundzwanzig Minuten lang kämpfte der tapfere Pilot unter Einsatz seines eigenen Lebens um das Leben der ahnungslosen Menschen unter ihm, bis es ihm endlich gelang, den Stadtrand zu erreichen.

Vor die Entscheidung, sein Schiff aufs Spiel zu setzen oder den Kampfauftrag nicht zu erfüllen, sah sich bei schwerer See ein sowjetischer Kommandant gestellt, als er feststellen mußte, daß sich eine Stopfbuchse gelöst hatte und Wasser in den Kielraum drang. Nach kurzer Beratung mit den Rationalisatoren seines Kollektivs, unternahmen zwei Genossen den Versuch, das Leck auf See abzudichten. Völlig erschöpft konnten sie nach stundenlanger angestrengter Arbeit stolz melden: „Schaden behoben!"

Von Rationalisatoren und Erfindern der Tschechoslowakischen Volksarmee wurden in 9 Monaten des vergangenen Jahres 16741 Verbesserungsvorschläge eingereicht, deren Verwirklichung bereits einen Nutzen von etwa 40 Millionen Kronen erbrachte.

Was ißt Soldat János? SZEKLER GULASCH

Schweinefleisch, Schweinerippchen, 150 g Zwiebeln, Salz, Fett, Paprika, Kümmel, 1 Zehe Knoblauch, 0,4 l saure Milch, 30 g Mehl, 1000 g Sauerkraut.

Feingeschnittene Zwiebel in Fett rösten; Gewürz und etwas Wasser zugeben; kurz aufkochen lassen; Fleisch hineinschneiden, salzen, zudecken, dünsten. Nach 40 Minuten Sauerkraut zufügen; Wasser auffüllen; unter mehrmaligem Rühren dünsten. Saure Milch mit Mehl verquirlen; zufügen und noch 5 Minuten kochen lassen.

Cross AM MOUNT

Einst erhob sich hier ein mächtiger graugrüner Bunkerklotz. Das war zu der Zeit, da Berlin unter den Detonationen der Luftminen erzitterte und bombenverheißende „Weihnachtsbäume“ am lohenden Nachthimmel standen.

Heute erhebt sich hier ein im freundlichen Grün leuchtender Berg. Die ihn Stein für Stein auftrugen und damit ein Stück unseliger Vergangenheit zuschütteten, haben ihr Denkmal am Roten Rathaus: In Gestalt einer Bronzeplastik aus dem Meisteratelier Fritz Cremers, „Trümmerfrau“ genannt.

Aus den Trümmern des Krieges wuchs neues, blühendes Leben – und aus dem Trümmerschutt jenes Bunkerberges im Berliner Friedrichshain ein weitläufiger Volks-



▲ Als einziger Läufer von Anbeginn dabei, nahm Hermann Buhl 1961 und 1962 die entscheidende „Hürde“ des internationalen Armeecross und holte sich über 2500 m zweimal den Sieg. Für die „Bild-Zeitung“ dagegen war es ein ausgesprochener Reinfall, hatte sie ihm doch schon 1960 das „grausame Ende einer Läuferkarriere“ angedichtet.



Bei einem Waldlauf wurde Friedrich Janke (in der Mitte, Nr. 57) einst entdeckt. Und so ist es für unseren Vize-Europameister von Belgrad ebenfalls schon traditionell, beim Cross am Mount Klamott zu starten. 1960 gelang ihm über 7500 m ein furioser Sieg, im vergangenen Jahr belegte er hinter Grodotzki und Ozog den dritten Platz.

KLAMOTT



Hier liegen sie noch dicht zusammen – die beiden großen Favoriten des vorjährigen 7500-m-Laufes Hans Grodotzki und Stanislav Ozog aus Polen. Am Ziel hatte der blonde Hans einen Vorsprung von 23,4 sec und „Stani" Ozog das Nachsehen.

park. Der Volksmund gab ihm den Namen Mount Klamott.

Jahr für Jahr vereinen sich hier Tausende Berliner, um einer nun schon Tradition gewordenen Sportveranstaltung zuzuschauen: Dem internationalen Cross anläßlich des Tages der Nationalen Volksarmee. Und so gab der ASK Vorwärts Berlin dem Mount Klamott auch einen guten Klang im internationalen Sportleben.

Zweimal, 1958 und 1959, trug sich Stanislav Ozog aus Polen in die Siegerliste der „Bezwinger des Mount Klamott" ein. Er urteilt: „Ich kenne viele Cross-Strecken Europas, aber diese hier liebe ich ganz besonders. Auf dem wechselnden Boden (Schotterwege, vereiste Anstiege, matschige Pfade, schneebedeckte Rasenflächen, betonhart gefrorene Wege) und dem bergigen Gelände beweisen sich die wahren Könner."

Es ist ein echter Cross der Soldaten, der am 3. März 1963 zum sechsten Male in Berlin ausgetragen wird. Sein Austragungsort ist ein Symbol für Wesen und Charakter dieses Laufes. Die Berliner Trümmerfrauen machten aus der Not eine Tugend, als sie mit den Schuttmassen der zerstörten Stadt jenen Bunkerberg auftrugen. Den tief darunter verschütteten Betonklotz empfanden sie als Sinnbild ihres Wunsches nach einem dauerhaften Frieden.

Den Frieden dauerhaft zu machen, ihn zu schützen und zu verteidigen – das ist auch Ziel und Bekenntnis jener Soldaten, die am Mount Klamott zu Ehren des Tages der Nationalen Volksarmee in sportlichen Wettstreit treten.

K. H. F.

Die bisherigen Sieger des internationalen Armeecross

2500 m

1958	Marian Jochmann (Polen	7:02,0 Min.
1959	Marian Jochmann (Polen)	6:45,0 Min.
1960	Hans Grodotzki (DDR)	7:52,4 Min.
1961	Hermann Buhl (DDR)	7:40,0 Min.
1962	Hermann Buhl (DDR)	7:34,6 Min.

7500 m

1958	Stanislav Ozog (Polen)	23:11,0 Min.
1959	Stanislav Ozog (Polen)	22:29,4 Min.
1960	Friedrich Janke (DDR)	23:43,4 Min.
1961	Hans Grodotzki (DDR)	22:54,8 Min.
1962	Hans Grodotzki (DDR)	22:26,8 Min.



Bevor der T 100 in die Endmontage geht, wird sein Chassis auf Herz und Nieren geprüft.

DDR UNSER VATERLAND



ch heiße T 100 und bin ein Taschentransistorengerät. Manche nennen mich auch Kofferheule oder Anodenbrumme. Ich bin kleiner als eine Zigarrenschachtel, aber ich zaubere Ihnen Musik aus Berlin, Budapest und Moskau herbei, auf Kurz-, Mittel- und Langwelle, fast wie ein Großsuper. Meine Wiege steht in Weißensee im VEB Sternradio Berlin. Dort werden vorzügliche Rundfunkgeräte gebaut. Einige haben eine so gute Qualität, daß sie in viele Länder exportiert werden. Und das ist immerhin etwas. Denn ich hörte einmal, wie Horst Adam, der Leiter der Brigade Freundschaft II, die vor allem mich herstellt, einem Reporter gegenüber sagte: „Auch im Ausland wird an solchen Geräten gearbeitet, deshalb muß bei unseren Geräten die Qualität gut sein, sonst kauft sie uns keiner ab. Jeder will gute Ware haben. Also müssen wir darauf achten, daß die Qualität nicht absinkt, sondern im Gegenteil besser wird."

Schön gesagt, aber ich kann mich noch genau erinnern, wie sie sich damals in die Haare kriegten, als einige den Vorschlag machten, die Ausschußquote von 5 auf 3 Prozent zu senken. Da sagten doch welche: „Qualität hin – Qualität her, Hauptsache mein Geld stimmt. Und außerdem ist der Absatz nicht meine Sache, sollen doch die sehen, wie sie die Dinger los werden."

Ja, das ging damals heiß her. Aber ich glaube bei den Menschen kommt so etwas öfter vor. Das nennen sie dann Diskussion. Na ja, Hauptsache es kommt am Ende etwas Gutes dabei heraus. Denn glauben Sie mir, es ist wirklich nicht schön, wenn einem plötzlich die Stimme versagt, bloß weil einer am Band geschludert hat. Wer hat schon gerne 'ne Macke. Und außerdem ist ja auch Schluderarbeit immer verlorene Arbeit – also nutzlose Arbeit. Das sagte auch ein Ökonom, Prof. Reinhold, als er von der Verpflichtung meiner Brigade hörte:

„Hier an diesem Beispiel wird klar, daß unser Streben nach wissenschaftlich-technischem Höchststand keine Schrulle ist, sondern praktische Bedeutung hat. Ob wir wollen oder nicht, wenn wir nicht Geräte auf wissenschaftlich-technischem Höchststand herstellen – das gehört auch zur Qualität – so wird uns im Ausland das niemand abkaufen. Jeder will Geräte mit wissenschaftlich-technischem Höchststand, auch im Inland. Keiner will etwas Veraltetes kaufen. Wenn wir das nicht beachten, dann führt das dazu, daß wir Dinge herstellen, die auf Lager liegen bleiben; das heißt, es entstehen große Verluste. Denn wir haben Arbeit aufgewendet – also Arbeitskraft, Material, Energie und Betriebskapazitäten – die keiner haben will. Wir haben zwar gearbeitet, können aber die Produkte nicht exportieren, also auch nichts importieren. Wer also schlechte Qualität produziert, der trägt damit selbst Schuld, wenn wir weniger importieren können, als wir gerne möchten."

Mir schien das recht einleuchtend. Auch den Kollegen von „Stern-Radio". Sie begriffen, daß sie selbst es durch ihre Arbeit bestimmen, wie schnell sich ihr Lebensstandard verbessert. Sie blieben daher bei der Senkung der Ausschußkosten nicht stehen und machten sich Gedanken über die Erhöhung der Arbeitsproduktivität.

Und so kamen sie u. a. auch auf die Arbeitsanalyse. Diese besagt, man soll nur soviel verdienen, wie man auch leistet. Wie meinte doch Fritz Herda aus der Brigade Freundschaft II? „Dadurch, daß jetzt jeder so bezahlt wird, wie er arbeitet, gehen weniger Selbstkosten in das Gerät ein, das Gerät ist billiger, und das wollen wir schließlich erreichen."

Nun, das hörte ich nicht gerade gern, denn jeder sieht sich doch am liebsten so wertvoll wie nur irgend möglich. Aber Prof. Reinhold war davon ganz begeistert. Er sagte, „das hängt mit dem Wertgesetz zusammen, denn der Wert einer Ware wird durch den Aufwand an Arbeit bestimmt, der notwendig ist, ein Produkt herzustellen, also für Material, für Rohstoffe, für Maschinen, mit denen produziert wird, für Hilfsstoffe, kurz für alle Arbeiten, die bis zur Endfertigung anfallen. Dazu zählt auch der Arbeitslohn. Je mehr Arbeit daher aufgewendet wird, um so höher ist auch der Preis. Und das hat natürlich Einfluß darauf, ob wir das Produzierte zum Beispiel exportieren können oder nicht. Es muß daher unser Ziel sein, den Arbeitsaufwand pro Erzeugnis so gering wie möglich zu halten, durch Steigerung der Arbeitsproduktivität, durch ehrliches Arbeiten, durch Senkung der Selbstkosten. Im Grunde genommen bedeutet das alles nichts anderes als die Einhaltung der ökonomischen Gesetze – in unserem Falle des Wertgesetzes. Ob wir wollen oder nicht, wie teuer die Waren sind, wieviel wir exportieren können, zu welchen Bedingungen, hängt ab vom Arbeitsaufwand. Wenn wir mehr Arbeit aufwenden als andere und exportieren wollen, so wird uns das niemand abkaufen wollen. Oder wir müssen zu niedrigeren Preisen verkaufen. Und das bedeutet Verlust. Niemand schenkt uns irgend etwas, weder bei uns noch in der Welt, sondern wir müssen das Ganze exakt mit den niedrigsten Kosten produzieren."

Wenn das so ist, bin ich ganz einverstanden, daß die Sternradiobauer alles daransetzen, mich und meine Geschwister so billig wie möglich herzustellen, denn sie vernachlässigen dabei ja keineswegs meine Funktionssicherheit und Qualität.

Also: Niedriger Preis – gute Qualität – ausgezeichnete Funktionssicherheit. Nur so kann man heute vorankommen und das nächsthöhere Gütezeichen erreichen. Die Mitglieder der Brigade Freundschaft II sind auf dem besten Wege dazu. Was jetzt noch hindert, sind Probleme, die über den Bereich ihrer Brigade hinausgehen. „Aber das werden wir auch noch lösen", meint Kollege Marschall, der Bereichsleiter, und die Brigademitglieder denken genauso.

Hans Plaumann

Major M. Otto • Major K. Erhart



Rekorde im Äther



Rekordhubschrauber Mi-6

Über dem Flugplatz wälzt sich dunkles Gewölk, hängt der Regen wie ein Schleier. In den Unterkünften sitzt die Besatzung und wartet: eine Stunde, zwei, drei ... Endlich, am frühen Nachmittag wird Starterlaubnis erteilt. Die Männer greifen zu ihren Fliegerhauben und treten in den kühlen Herbsttag hinaus. Vornweg der Flugzeugführer und Testpilot B. M. Stepanow. Die Aufgabe lautet: Weltrekord des Amerikaners W. Howell brechen, den er bei 2000 Meter Höhe mit 35 t Last erzielt hatte. Stepanows Besatzung hat 55 t geladen. Die Besatzungsmitglieder sind an ihren Plätzen. Die Plomben der Lasten, an den Treibstofftanks und den Kontrollgeräten werden ein letztes Mal überprüft — alles in Ordnung!

Es ist 14.00 Uhr. Die vier Triebwerke heulen auf, die schwere Maschine rollt zum Start, gewinnt an Fahrt, hebt ab. Der Kampf um einen neuen Weltrekord hat begonnen.

14.03 Uhr. In der Leitstelle kommt die erste Meldung an: „Hier ‚Strela 3‘. Höhe 800 Meter. Wolkendecke durchstoßen."

14.05 Uhr. „Hier ‚Strela 3‘. Höhe 2000 Meter. Steigen weiter."

Das ist die Höhe des alten Weltrekordes mit großer Nutzlast. Nach weiteren Minuten: „... Höhe viertausend ... Höhe achttausend ..."

Nach dem Plan wird das Flugzeug

Holt jeden Gegner ein – sowjetisches Jagdflugzeug der MiG-Reihe

die maximale Flughöhe zu erreichen versuchen. „... elftausend Meter, steigen weiter ...“ Das ist bereits die Stratosphäre!

Das Flugzeug klettert weiter. Alles ist in gespannter Erwartung.

„... zwölftausend zweihundert – dreihundert – siebenhundert ...“

Da ertönt fast monoton die Stimme des Bordfunkers: „Hier ‚Strela 3‘. Höhe dreizehntausend Meter!“

Minutenlang kreist die Rekordbesatzung in dieser Höhe, dann beginnt der zweite Teil des Experiments – die Landung. 55 Tonnen sind in große Höhe gebracht worden, doch sie müssen wieder sicher zur Erde zurück ... Da taucht das Flugzeug auf, befindet sich bald über der Landebahn. Das Fahrgestell nähert sich dem Boden, noch Meter, noch Zentimeter. Dann setzt es weich auf, so, als habe es keine 55 Tonnen Last an Bord, sondern nur die Flieger Stepanow, Jumaschew, Sewestjanow, Kuzelow, Ochrytkow, Rachlow, Iksanow.

Ein neuer sowjetischer Weltrekord konnte in die Listen der FAI eingetragen werden.

Von den bei der Internationalen Vereinigung für Luftfahrt und Flugwesen registrierten Flugweltrekorden kommen 46 Prozent (das sind etwa 230 Weltrekorde) auf das Konto der Sowjetunion, 26 Prozent befinden sich im Besitz der



Fängt jeden Luftaggressor ab – raketentragendes Jagdflugzeug mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit



Mit Hilfsrakete Start auf jeder Graspiste

USA. Wie kommt es zu einer derart großen Anzahl von Rekorden?
Da unterscheidet man zunächst fünf absolute Weltrekorde (Geschwindigkeit über Grund, Geschwindigkeit auf geschlossenem Kurs, Höhe, Entfernung in gerader Linie und Entfernung auf geschlossenem Kurs). Hinzu treten dann die Klassenweltrekorde für verschiedene Flugzeugarten, Hubschrauber usw.
Nun ist es nicht so, daß die Sowjetunion erst seit „gestern" in den Rekordlisten der FAI zu finden ist. Zum erstenmal kam der Höhenweltrekord in den Besitz der Sowjetunion, als 1932 T. P. Susi 8100 Meter erreichte. 1935 war es W. K. Kokkinaki, heute einer der bekanntesten sowjetischen Testpiloten, der den Höhenweltrekord auf 14 575 Meter schraubte. Bereits im Juli 1959 war es Oberstleutnant W. Iljuschin gelungen, mit einem Flugzeug vom Typ T-431 (mit *einem* Strahltriebwerk) in eine Höhe von 28 852 Metern zu steigen und damit den Höhenweltrekord in seinen Besitz zu bringen. Seit dem 28. April 1961 hält Oberst G. Mossolow den absoluten Höhenrekord. Er erreichte mit einer E-66 A die Höhe von 34 714 Metern.
Man könnte meinen, außer der Differenz von rund 26 000 Metern, die zwischen den Rekorden von T. P. Susi und G. Mossolow liegt, gäbe es keine wesentlichen Unterschiede zwischen beiden Flügen. Jedoch ein Höhenrekordflug geht heute anders vor sich als vor 30 Jahren. Damals stieg der Pilot mit seinem Flugzeug gleichmäßig bis die Gipfelhöhe erreicht war (praktische Gipfelhöhe). Nach dieser Methode käme heute auch ein modernes Strahlflugzeug kaum höher als 25 000 Meter. Heute kommt die Überschallgeschwindigkeit, genauer gesagt, die große kinetische Energie, die das Flugzeug bei Überschallgeschwindigkeit besitzt, zu Hilfe. In Höhen von beispielsweise 17 000 bis 18 000 Metern bringt der Pilot das Flugzeug im Horizontalflug auf Maximalgeschwindigkeit und beginnt dann den Steigflug in die Rekordhöhe. Hierbei hilft ihm das große Beharrungsvermögen des Flugzeuges. Dadurch wird die praktische Gipfelhöhe weit überschritten und das Flugzeug erreicht die dynamische Gipfelhöhe.
Neben dem absoluten Höhenrekord gibt es Klassenrekorde für Flugzeuge mit unterschiedlicher Nutzlast sowie für Hubschrauber. Bei einem Rekordflug im Juli 1959 brachte W. Smirnow das Flugzeug RW (zwei Strahltriebwerke) mit 1 Tonne Nutzlast in eine Höhe von 20 000 Metern und am 29. Oktober 1959 errang B. Stepanow mit einem Flugzeug vom Typ 201 M den oben geschilderten Höhenrekord mit 55 Tonnen Nutzlast.
Übrigens ist es möglich, bei einem Flug gleich mehrere Weltrekorde aufzustellen, wie es am 14. September 1962 beim Flug von R. Kapreljan der Fall war. Mit einer Nutzlast von 20 117 kg an Bord stieg er mit dem Hubschrauber Mi 6 2700 Meter hoch. Drei Weltrekorde brachte er damit in seinen Besitz. Die Höhe von 2700 Metern zählte als Rekord für Flüge mit Nutzlasten von 15 und 20 Tonnen und die Nutzlast von 20 117 kg als Rekord für Flüge in Höhen von 2000 Metern.
Da bei Geschwindigkeitsflügen die Geschwindigkeit über Grund maßgebend ist, muß der Einfluß des Windes, der oft recht beträchtlich sein kann, ausgeschaltet werden. Immerhin sind in Höhen von 11 000 Metern, in denen heute die Geschwindigkeitsflüge erfolgen, Windgeschwindigkeiten von 100 km/h keine Seltenheit. Ein Flug mit Rückenwind ergibt daher ganz andere Resultate als ein Flug mit Gegenwind. Deshalb muß eine gerade Meßstrecke (Basis), die 3, 15 oder 25 km lang sein kann, mehrere Male in entgegengesetzten Richtungen durchflogen werden. Die Durchschnittsgeschwindigkeit ist dann für den Rekord maßgebend. Auf diese Weise stellte auch G. Mossolow seinen Geschwindigkeitsrekord von 2678,5 km/h auf. Bei einem der Durchflüge durch die Meßstrecke wurden sogar über 3000 km/h gemessen.
Bei längeren Geschwindigkeitsflügen benutzt man keine geraden Meßstrecken, sondern fliegt geschlossene Strecken (Kreise). Durch den Kreis-

Fortsetzung auf Seite 34

Lebendige Vergangenheit

Wo ist der Standort und wohin führt der Kurs? Um das auf den Meeren zu bestimmen, braucht der Seemann Kompaß und Meßwerte, etwa den Stand der Sonne oder Funkstandlinien. Das gilt für jedes einzelne Schiff in allen Gewässern, aber – im übertragenen Sinne – auch für eine ganze Marine in unserer bewegten Zeit. Kompaß und Leuchtfeuer, die der Bestimmung des eigenen Standortes dienen, sind für die Marinen in Ost und West auch die Traditionen.

HÜBEN

„Man kann mit Stolz und Genugtuung feststellen, daß die Angehörigen unserer jungen Flotte sich dem Erbe dieser revolutionären Traditionen als würdig erwiesen haben", erklärte Konteradmiral Ehm bei der Verleihung des Namens „Volksmarine" an unsere Seestreitkräfte.
Das sind sie, die revolutionären Traditionen unserer Volksmarine.

1907

„Keinen Kahn und keinen Groschen!" fordert Clara Zetkin. Den Frauen ruft sie zu: „... auch aus deinem mageren Beutelchen wird Groschen auf Groschen genommen, die für die Kriegsflotte verausgabt, ehrgeizig-phantastische Träume von Deutschlands ‚Weltherrschaft' verwirklichen sollen ..." Und Karl Liebknecht sagt der Arbeiterjugend: „Der Marinismus, der Flottenmilitarismus, ist das echte Geschwister des Landmilitarismus und trägt alle abstoßenden und bösartigen Züge dieses letzteren. Er ist in noch höherem Maße als gegenwärtig der Landmilitarismus nicht nur Folge, sondern auch Ursache internationaler Gefahren, der Gefahr eines Weltkrieges."

1914–18

Im Sommer 1917 folgen deutsche Matrosen dem Beispiel ihrer russischen Brüder. Die Besatzung des Linienschiffes „Prinzregent Luitpold" erhebt sich. Aber noch einmal gelingt es, die Aktionen der Matrosen gegen den imperialistischen Krieg zu unterdrücken. Reichpietsch und Köbis, die Führer dieser Bewegung, werden erschossen.

1918

Matrosenaufstand in Kiel und Wilhelmshaven. Er durchkreuzt den Plan der kaiserlichen Admirale, in letzter Stunde noch Tausende Matrosen in eine aussichtslose Seeschlacht zu jagen. Das ist der Beginn der Novemberrevolution. Rote Matrosen kämpfen in ganz Deutschland für die Revolution. Über 3000 Matrosen vereinigt allein die Volksmarinedivision in ihren Reihen.

DRÜBEN

„Die deutsche Marine, die heute nach über zehn Jahren Unterbrechung einen neuen Anfang macht, hat eine ehrenvolle Tradition", erklärte Flottenadmiral Zenker bei der Gründung der Bundesmarine.
Und das sind sie, die „ehrenvollen" Traditionen.

1884–85

Vor Togo und Kamerun, vor Südwestafrika und Ostafrika erscheinen kaiserliche Kriegsschiffe. Im „Namen des Reiches" wird die „Schutzherrschaft", lies: Kolonialherrschaft, errichtet.

1898–1900

Die deutschen Imperialisten peitschen das erste Flottengesetz durch: 12 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 12 große, 30 kleine Kreuzer.
Das zweite Flottengesetz sieht eine Verdoppelung der im ersten Gesetz bewilligten Kriegsflotte vor. 1906 und 1908 beschließt der Reichstag weitere Neubauten.

1914–18

Erster Weltkrieg. Die deutsche Hochseeflotte verläßt kaum die Häfen – man fürchtet ihren Verlust. Dann verliert sie die größte Seeschlacht des Krieges, die Schlacht am Skagerrak. Vom uneingeschränkten U-Bootkrieg erhoffte die OHL die Entscheidung des Krieges. Das war eine Fehlspekulation. Die USA antwortete mit der Kriegserklärung, die geplanten Versenkungszahlen wurden nicht erreicht. Auch der Seekrieg zeigt, daß die deutschen Imperialisten unfähig waren, das Kräfteverhältnis richtig einzuschätzen.

1919

In der Bucht von Scapa Flow (Großbritannien) versenken die deutschen Militaristen ihre Flotte, die an die Kriegsgegner ausgeliefert werden sollte. Diese „Ehrenrettung" der Kaiserlichen Marine muß das deutsche Volk bezahlen. Die Ententemächte verlangen Entschädigung.

HÜBEN



1924–25

Der Rote Frontkämpferbund, die Wehr- und Schutzorganisation des deutschen Proletariats, setzt auch die Kampftraditionen der roten Matrosen fort. In allen Hafenstädten Deutschlands bilden sich Gruppen ehemaliger Matrosen, die im September 1925 zur Sektion „Rote Marine“ des RFB zusammengefaßt werden.

1928

„Keinen Mann, keinen Pfennig den imperialistischen Kriegsrüstungen!“ Unter dieser Losung kämpft die KPD als einzige Partei konsequent gegen den Panzerkreuzerbau. Die KPD bereitet den Volksentscheid gegen den Bau des Panzerkreuzers A vor. Durch die verräterischen Manöver der rechten SPD-Führung kommt die Aktionseinheit der Arbeiterklasse nicht zustande.

1939–45

Auf vielen Schiffen der Handelsflotte werden bereits unmittelbar nach dem Machtantritt der Faschisten Widerstandsgruppen gebildet. Als das deutsche Schiff „Akka“ 1933 unter der den Matrosen verhaßten faschistischen Flagge Dünkirchen anläuft, kommt es zu einer gemeinsamen antifaschistischen Demonstration der deutschen Seeleute und der französischen Hafenarbeiter. Während des Krieges verzögern Hamburger Werftarbeiter durch systematisches Langsamarbeiten die Ablieferungstermine für neue U-Boote. Planmäßig stören Werftarbeiter auch die Abnahmeprüfungen und fügen den fertigen U-Booten ernsthafte Schäden zu.

ÜBERWÄLTIGT von dem herzlichen Empfang in Leningrad waren die Matrosen unserer Volksmarine, die das erste Mal in der Sowjetunion weilten. Die Leningrader Bevölkerung begrüßte die Teilnehmer des ersten offiziellen Flottenbesuches der Volksmarine als Repräsentanten einer neuen, friedliebenden und sozialistischen Marine.

SIEGER

Sage mir, welche Tradition du hast,
und ich sage dir, wer du bist.
Wozu dein Gewehr?
Du willst nicht mehr gegen Engeland,
und du nimmst es zur Hand,
um dich vor denen zu schützen,
die wieder um einen Kanzler sitzen
und sich Helden züchten,
zu henken, zu richten.
Und deine Tradition
ist die Volksmarine-Division,
denn du bist ein deutscher Arbeitersohn,
und du kämpfst für den Frieden
und hast dich für die größte Tradition entschieden.

(Helmut Maikath)



DIE ENTHÜLLUNG einer Plastik, die einen roten Matrosen der Volksmarinedivision darstellt, offenbarte, daß der Schutz der sozialistischen Errungenschaften und des Friedens eine logische Fortsetzung des Kampfes der deutschen Arbeiterklasse in früheren Jahrzehnten ist. Der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung, Admiral Verner, nahm die feierliche Denkmalsenthüllung auf dem Friedhof der Märzgefallenen in Berlin vor.



ÜBERWÄLTIGT von der Polizei wurden Einwohner Kopenhagens, als sie gegen einen Flottenbesuch der militaristischen Bundesmarine demonstrierten. Die drei westdeutschen Zerstörer hatten genau an der gleichen Stelle angelegt, wo 1940 die deutschen Besatzungstruppen an Land gegangen waren, als sie Dänemark okkupierten.



DIE ENTHÜLLUNG eines Denkmals für den Kanonenkönig Alfred Krupp auf der letzten Kieler Woche war eine Enthüllung der Einheit von Kapital und Militarismus. Gäste waren u. a. der damalige Ministerpräsident von Schleswig-Holstein und heutige Bonner Kriegsminister von Hassel (Bild oben: rechts neben Alfred Krupp) und der frühere Naziadmiral und heutige Flottenadmiral der Bundesmarine Kaehler (Bild unten).

DRÜBEN

1928

Die geheimen und offenen Seekriegsrüstungen des wiedererstarkten deutschen Imperialismus gipfeln im Bau der Panzerkreuzer. Mit diesen sogenannten Taschenschlachtschiffen wird entgegen dem Versailler Vertrag der Kern einer neuen Hochseeflotte geschaffen.

1935

Die Faschisten legalisieren die geheime maritime Rüstung. Alle Prototypen und Pläne sind bereits vorhanden. Das deutsch-englische Flottenabkommen sichert den Faschisten eine moderne Überwasserflotte und den unbegrenzten Ausbau ihrer U-Bootflotte zu. Die Nazi-Kriegsmarine probt im Kampf gegen das spanische Volk (1936–1939) den „Ernstfall", sie ist maßgeblich bei der Annexion des Memelgebietes (1938) beteiligt.

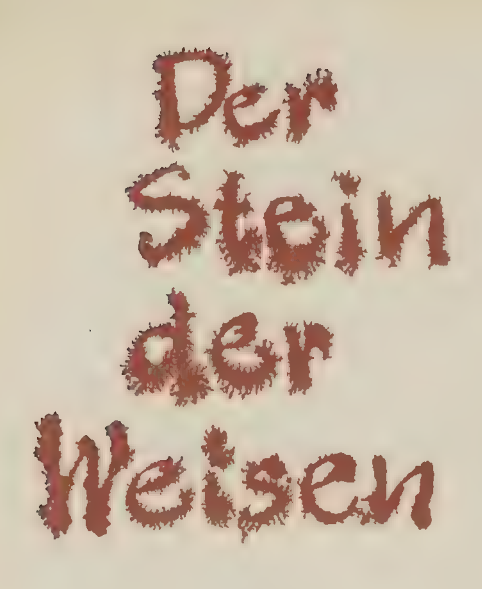
1939–45

Die faschistische Kriegsmarine nimmt aktiv am zweiten Weltkrieg teil. Beim Überfall auf Dänemark und Norwegen erleidet sie empfindliche Verluste. Schwerpunkt der faschistischen Seekriegsführung ist der U-Bootkrieg. Er wird mit barbarischen Mitteln geführt (Kriegsbefehl 154 und „Laconia-Befehl").
So suchen die Faschisten ihre maritime Unterlegenheit auszugleichen. Der zweite Weltkrieg endet auch zur See mit einer totalen Niederlage. Von 1168 U-Booten wurden 817 vernichtet. 32 000 der 39 000 deutschen U-Bootfahrer mußten ihr Leben für die wahnsinnigen Weltherrschaftspläne der deutschen Imperialisten und Militaristen lassen.

KRIEGER

Für gewisse Leute müssen Traditionen
sich nur lohnen.
Das wird gemessen in Dividenden, Orden und in Gold.
Die „traditionellen Deutschen"
sind Beispiel dafür in der Welt.
Traditionen gleich Kanonen,
und Mord ist Profession:
die deutsche Kaiser- und Kanzlertradition!
Sie fahren gegen Engeland
und haben mehr Krieg als Verstand.
Und bindet man Piraten nicht die Hände,
sie bleiben Räuber – bis an ihr Ende.

(Helmut Maikath)



Der Stein der Weisen

Erzählung

von Oberleutnant Lothar Kitzing

Fortsetzung aus Nr. 2

Frenzel hatte das Gefühl, als ob der Vormittag überhaupt nicht zu Ende ginge. Er brannte darauf, zum FDJ-Sekretär, Feldwebel Grünberg, zu kommen. Der Auftritt von heute morgen hatte sich rasch herumgesprochen. Das Gerücht wollte schon wissen, daß Unteroffizier Mehnert vor den anderen Kommandanten Jurzoks Bestrafung durch den Kompaniechef als beschlossene Sache angekündigt hatte. Endlich war die Mittagszeit herangekommen und nun saß Frenzel im Klubraum dem FDJ-Sekretär gegenüber und sah ihn erwartungsvoll an. Jener spielte nervös mit seinem Bleistift. In ihm arbeitete es. Ein bißchen viel auf einmal, was der Frenzel da verlangte. Erstens soll Jurzok also nicht bestraft werden, weil auch der Vorgesetzte mit schuld sei. Zweitens will er die Sache vor dem Kollektiv behandeln lassen, weil jeder daraus lerne. Das klang alles sehr vernünftig. Nun ja, Frenzel hat Pädagogik studiert, ist theoretisch vorbelastet, aber praktisch? Er räusperte sich. „Genosse", sagte er, „ich sehe die Dinge etwas anders. Disziplin ist Bewußtseinssache. Wo kämen wir denn da hin, wenn jeder sagen würde: Wenn ihr mir alles recht macht, mache ich euch auch alles recht! Jeder muß wissen, wofür er hier ist. Wenn ein Vorgesetzter etwas falsch macht, kann man sich jederzeit mit ihm aussprechen. Wenn aber jemand, wie Jurzok, erst schweigt und dann, wenn er etwas verbockt hat, seinem Herzen Luft macht, das ist zumindest fragwürdig." — „Aber Genosse Feldwebel", sagte Frenzel eindringlich, „Disziplin ist doch auch Herzenssache. Wenn jemand noch nicht das nötige Bewußtsein hat, so soll man ihm eine Brücke bauen. Wenn Jurzok merkt, daß man ihm wohlwill, dann ist er auch wieder mit Lust und Liebe dabei. Wenn er dagegen jetzt sang- und klanglos bestraft wird — ja dann . . ." Frenzel brach plötzlich ab, schwieg sekundenlang, und stieß dann unvermittelt, fast unbeherrscht hervor: „Es ist besser, man spricht solche Dinge im FDJ-Kollektiv offen aus, als daß sie unter der Oberfläche schwelen und das Denken vergiften."

Grünberg wiegte skeptisch den Kopf. Sollte er dem Soldaten ehrlich seine Meinung dazu sagen? Kollektive Erziehung. Das ist richtig. Die Direktiven verlangen es, überlegte er, aber kann man das denn riskieren, in solchen Fällen mit der ganzen Kompanie darüber zu sprechen? Mir ist nicht klar, wie man das unter einen Hut bringt, kollektive Erziehung und Autorität der Vorgesetzten. Laut aber sagte er: „Wissen Sie was, Genosse Frenzel, ich werde morgen oder übermorgen mal mit dem Chef darüber sprechen. Die Sache mit Jurzok ist wohl nicht mehr in Ihrem Sinne zu retten. Aber auch dieses unschöne Verhalten des Genossen Mehnert wird nicht unwidersprochen bleiben. Wir Kommandanten werden das unter uns abmachen. Die sollen sich auch nach Dienst mehr als bisher auf den Stuben der Soldaten aufhalten und öfters individuelle Aussprachen führen. Jetzt muß ich aber das Gespräch leider beenden. Mittagsruhe ist gleich vorbei."

Feldwebel Grünberg blickte dem Soldaten nach, als dieser zur Tür hinausging. ‚Um seinen Kumpel 'rauszureißen, will er gleich den ganzen Laden umrühren. Aber ein feiner Kerl', dachte er, dann stand er auf und nahm die Mütze vom Haken.

●

Die letzten Strahlen der untergehenden Wintersonne fielen durch die Fenster und zeichneten an der Rückwand des Unterrichtsraumes helle Flekken. Die Soldaten lauschten aufmerksam den Worten ihres Hauptfeldwebels, der am Pult stand und einige Abschnitte der Innendienstvorschrift erläuterte. Frenzel war mißmutig und nicht bei der Sache. Seine Gedanken kreisten um Jurzok. ‚Wie kann ich ihm nur aus der Patsche helfen, daß er nicht ganz wie ein räudiges Schaf dasteht?' Immer wieder musterte er verstohlen den Kameraden, der seitlich am Tisch neben ihm saß und geistesabwesend auf seinem Block Figuren malte. Frenzel sah die Schatten unter Jurzoks Augen, die Niedergeschlagenheit in dessen Miene. ‚Er ist bestimmt noch mal am Panzer gewesen. Otto lügt nicht, das weiß ich.' Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihm mit einem Schlag Auftrieb gab. Nach dieser Stunde war ja eine Dienstversammlung mit der ganzen Kompanie angesetzt. Hauptmann Schumann würde dort erläutern, welche Aufgaben im Wettbewerb des Regiments im kommenden Monat von



Illustration: Wolfgang Würfel

der Regimentsleitung zum Schwerpunkt erklärt waren. Vielleicht gab es da einen günstigen Moment, um die Sache aufs Tapet zu bringen! Wenn erst einmal alle Genossen der Kompanie davon erfahren, wie sich alles verhält, können FDJ-Leitung und der Chef gar nicht anders, als die Sache ausdiskutieren zu lassen. Heureka, ich hab's! Frenzel freute sich. Nur ganz tief in ihm war ein leichtes Unbehagen, nicht die Ausgeglichenheit, die er sonst fühlte, wenn er sich etwas vornahm. Aber er schob die lästigen Gedanken beiseite. ‚Was bleibt mir denn anderes übrig als diese Partisanenmanier? Der FDJ-Sekretär sieht den Fall anders. Wie der Chef reagiert, wenn ich allein zu ihm gehe, ist zumindest zweifelhaft. Außerdem ist es dafür heute schon zu spät und morgen fällt der Hammer über Jurzok. Was wird dann? Er ist schon jetzt mit sich und seiner Umwelt zerfallen. Also los!' Er fieberte vor Ungeduld und atmete erleichtert auf, als der Unterricht zu Ende war.

●

Nach der Dienstversammlung war Frenzel nicht mit allen anderen zum Essen gegangen. Er stand am Flurfenster und wollte erst einige Minuten vergehen lassen, bevor er zum Kompaniechef ging. Sein Herz klopfte unruhig. ‚Wie albern ich mich doch verhalten habe', dachte er. Sein Zwischenruf, daß die Vorgesetzten über die tieferen Ursachen bestimmter Vorgänge in der Kompanie nicht Bescheid wüßten, war zwar an einer passenden Stelle erfolgt, aber dann hatte ihm der Chef das Wort abgeschnitten. Einige hatten gelacht und seinen Auftritt als willkommene Abwechslung aufgefaßt. „Melden Sie sich anschließend bei mir!" Hauptmann Schumann war richtig zornrot geworden. ‚Der Chef ist hoch!' dachte er. ‚Da hätte ich auch gleich zu ihm gehen können!' Frenzel rückte noch einmal Koppel und Mütze gerade, dann trat er zum Dienstzimmer, lauschte einige Sekunden und klopfte an. „Herein!" Er trat ins Zimmer, meldete sich. Hauptmann Schumann wies auf einen Stuhl. „Nehmen Sie Platz, Genosse!" Er saß kerzengerade hinter seinem Schreibtisch und musterte den jungen Soldaten. Offen schaute Frenzel seinem Chef ins Gesicht. Ab und zu wanderte sein Blick verstohlen zum Parteisekretär, Oberleutnant Wiesner, der ihm gegenüber am Längstisch saß, den Kopf gesenkt und in die Hände gestützt, die Ellenbogen auf der Tischplatte. Endlich brach Hauptmann Schumann das Schweigen. Streng rügte er den Soldaten. Er sei nicht nur undiszipliniert gewesen, sondern dieser unvermittelte Auftritt habe wie eine Provokation gewirkt. Wolle er hier Unruhe stiften? Frenzel straffte sich. Ohne Umschweife bekannte er, daß er unüberlegt und aus dem Zweifel an seinen Vorgesetzten heraus so gehandelt habe. Erst stockend, dann fließend erzählte er den Hergang der Sache, seine Gespräche mit Jurzok,

Mehnert und Grünberg. Hauptmann Schumann unterbrach ihn nicht. Langsam war der strenge Ausdruck von ihm gewichen. Als Frenzel geendet hatte, war Hauptmann Schumanns Ärger restlos verflogen. Er schaute zu Wiesner. Aber dieser saß und rührte sich nicht. Wieder war es still. „Das ist ja ganz interessant, was Sie da entwickelt haben", sagte Schumann und in seiner Stimme schwang ein väterlicher Unterton. „Aber treiben Sie die Demokratie nicht etwas zu weit? Sehen Sie, wenn dem Genossen Jurzok, wie Ihre Beispiele zeigen, etwas über die Leber gelaufen ist, so will ich gern mit ihm sprechen. Auch die Szene von heute vormittag gewinnt — das gebe ich zu — dadurch ein anderes Gesicht. Sie sagen, es gäbe in der Kompanie eine ganze Menge, was die Soldaten so mit sich herumschleppen und was man auf einer solchen Versammlung alles durchdiskutieren könnte. Sie schwören auf diese kollektive Methode. Aber wir sehen das noch etwas anders. Gerade jene Soldaten, die sich am Riemen reißen sollten, könnten die das nicht in den falschen Hals kriegen? Einige werden sich bestimmt insgeheim die Hände reiben: Sieh mal an, der Kommandant Soundso kriegt eine auf den Deckel! — Nicht jeder hat in solchen Fällen soviel menschliche Reife wie vielleicht Sie, Genosse Frenzel, und einige andere." Frenzel schaute verlegen an sich herab. Als er aufblickte, bemerkte er in Schumanns Augenwinkeln ein verstehendes Interesse. Das gab ihm Mut. „Genosse Hauptmann", antwortete er, „wie sollen aber solche Genossen diese Reife sonst erlangen, als in kollektiven Aussprachen? Einmal muß man doch damit anfangen, soviel Vertrauen muß man doch in die Menschen setzen. Wenn wirklich Soldaten so diskutieren, wie Sie es eben erwähnten, muß man eben wieder dieses Verhalten zur Diskussion stellen und diesen Genossen vor und mit dem Kollektiv die Meinung geraderücken. Wir sind doch heute wirklich genug Parteimitglieder und bewußte FDJler, die richtig auftreten können. In der Partei ist es gang und gäbe. Aber in der FDJ sind wir alle. Dort kann man jeden packen." Hauptmann Schumann erhob sich. Frenzel tat dasselbe. „Nun gut, Genosse Frenzel. Ich werde mir das noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Wären Sie gleich zu mir gekommen, hätten Sie sich viel Aufregung erspart", und lächelnd fügte er hinzu: „Mit dem Jurzok hätte ich mich aber sowieso erst einmal selbst unterhalten, bevor ich eine Entscheidung über ihn getroffen hätte. Sie kennen eben die DV noch nicht so genau. Sie können gehen."

Als Frenzel das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Hauptmann Schumann wieder, lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. Während er rauchte, schickte er ab und zu einen Blick hinüber zu Oberleutnant Wiesner, der immer noch gedankenvoll in derselben Haltung am Tisch verharrte. Wiesner hatte für Frenzel sofort Sympathie empfunden. Wie er da eintrat, etwas verlegen, bescheiden und doch selbstbewußt, das hatte ihm gleich gefallen. Wie hatte der Soldat gesagt? ‚Einmal muß man doch anfangen, soviel Vertrauen muß man in die jungen Soldaten setzen.' Wiesner erinnerte sich der vielen Versammlungen, die er als Arbeiter, als Offiziersschüler und als Offizier schon erlebt hatte. Wie war es denn so oft gewesen? Wenn alles so träge dahinplätscherte, hatte er seine Umgebung betrachtet und manchmal gedacht: Na, ob die alle mit Lust und Liebe dabei sind? — Und dann kommt so eine Versammlung, die die Gemüter erregt und aufmöbelt, weil es um ein heißes Eisen geht, und siehe da: die Bewußtesten stürmen mit neuem Elan voran; die Gutwilligen fangen Feuer und folgen nach; die Zaudernden werden angespornt und sogar die Lauen mitgerissen. Und nur ein, zwei Figuren bleiben zurück, stehen da wie zwei Häufchen Unglück, schauen sich bedeppert an, weil sie so allein sind, fühlen sich selbst nicht wohl in ihrer Haut und fallen schließlich auch noch etwas in Trab, um den Anschluß an das Neue nicht ganz zu verpassen!

Ein leichter Stoß in die Seite riß ihn aus seinen Gedanken. Hauptmann Schumann stand neben ihm und machte ein strenges Gesicht: „Na, du bist wohl unter die Taubstummen gegangen? Du sitzt und sitzt und sagst während der ganzen Unterhaltung mit Frenzel kein Wort. Ein sauberer Parteisekretär, der seinem Kompaniechef nicht mal mit ein paar Argumenten beispringt!" Oberleutnant Wiesner sah auf und lächelte. „Argumente? Soll ich im Beisein eines Soldaten Argumente gegen den Kompaniechef anführen?" — „Gegen mich?" Hauptmann Schumann war erstaunt, „wie meinst du das?" — Wiesner schmunzelte. „Der Junge hat recht", sagte er dann, „im Prinzip wenigstens. Er beherrscht nur noch nicht die taktischen Regeln, wie man eine solche Versammlung vorbereitet und lenkt. Sonst wäre er von alleine auf das Argument gekommen, was auch dich überzeugt hätte. So muß ich es für ihn tun." — „Du sprichst in Rätseln, wie das Orakel von Delphi." Wiesner lächelte verschmitzt. „Weißt du eigentlich", sagte er langsam, „daß die Fahrer der Besatzungen Schiller und Bock die Sache mit dem Anschluß der Reservebehälter an das Kraftstoffsystem fast ausgeknobelt haben? Nein? Na, ich erfuhr es vorhin. Aber weißt du auch, daß der III. Zug mit der 6. Kompanie, die bei der Auswertung des Wettbewerbsschwerpunktes ‚technische Basis' Erste geworden ist, einen Erfahrungsaustausch machen will? Nein? Schadet nichts, das hat mir der Zugführer auch erst heute morgen geflüstert. Aber weißt du auch, daß wir aus der Monatsendauswertung im Regiment immerhin als Zweite hervorgegangen sind? Und weißt du ..." — „Hör auf, hör auf!" unterbrach ihn Hauptmann Schumann und hob mit gespielter Verzweiflung die Hände, „das ist ja alles wunderbar, das ist prima, aber zum Himmeldonnerwetternochmal, was hat das mit Frenzel zu tun?"

Jetzt lachte Wiesner über das ganze Gesicht, aber dann wurde er plötzlich ernst. „Hör zu", sagte er lebhaft, „ich begreife sehr gut, was der Frenzel will. Es kommt nur darauf an, daß die

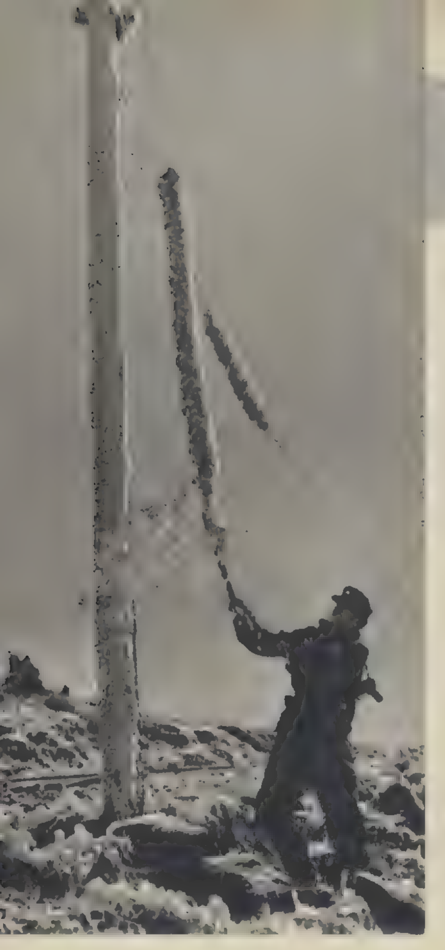
Fortsetzung auf Seite 38

Von unseren Grenzsoldaten auf dem Brocken erfuhren die Reporter Ernst Gebauer (Fotos) und Rolf Dressel (Text), daß sie dem 1142 Meter hohen Berg einen neuen Namen gegeben haben

Sie nennen ihn Berg Gnaden-los



Berg- und wetterfeste Burschen müssen die Brockengrenzer sein, die solche Postenwege bei Tag und Nacht, bei Sonne und Frost, bei Regen und Schneesturm gehen. Auch an den 270 Nebeltagen, die es jährlich hier gibt, finden sie jeden Pfad. Mancher Grenzverletzer, der sich in dem unwegsamen Gelände sicher wähnte, scheiterte an der Wachsamkeit und Geschicklichkeit der Grenzsoldaten.



Schnee, Frost und Sturm haben das Grenzmeldenetz unterbrochen. Verbindung ist aber nötig wie die Luft zum Atmen. Soldat Bernd Gasch hat alle Hände voll zu tun, um die kilometerlangen Leitungen ständig instand zu halten und die Schäden zu beheben.

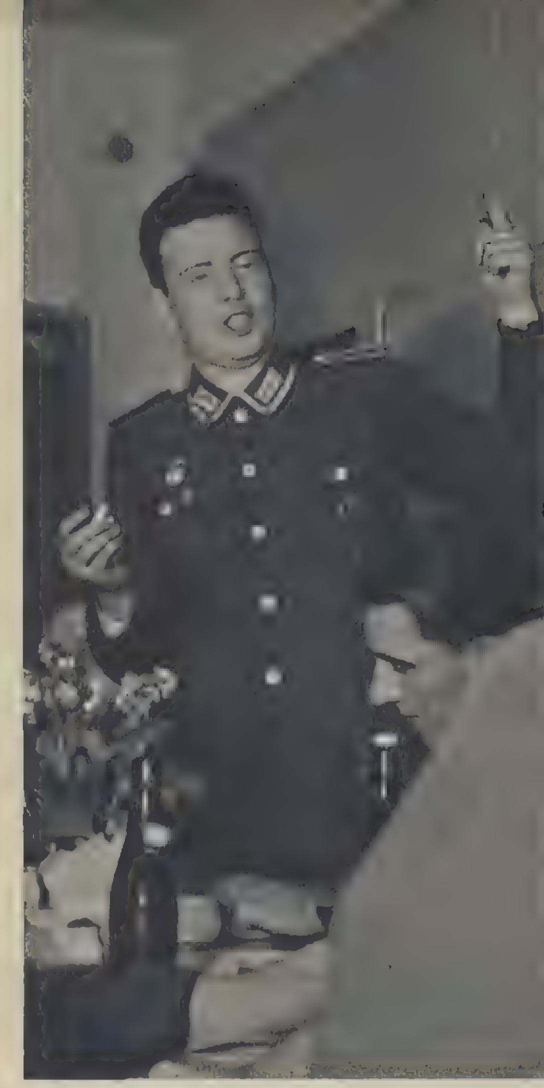
Warum Berg Gnadenlos, möchten Sie wissen? Die Grenzer haben uns das nicht nur erklärt, sondern es uns auch selbst spüren lassen. Ihre Postenwege führen über steile Hänge, durch dichten Wald, zwischen Steingeröll hindurch und über Hochmoor. Meterhoher Schnee macht die Landschaft im Winter zwar reizvoller, aber für die Grenzer nicht leichter. Ihre Postenwege, das kann man wohl sagen, gehören zu den schwierigsten von allen Grenzkompanien. Jeder von ihnen hat seine Tücken. Einer der härtesten „Brokken" ist der Gnadeshang. Auf relativ kurzer Strecke überwindet man einen Höhenunterschied von etwa 300 Metern. Wir haben ihn kennengelernt. Und zwar von seiner „besten" Seite, nämlich von unten herauf. Jeder Schritt wurde uns zur Qual. Mit schlotternden Knien, keuchenden Lungen und in Schweiß gebadet kamen wir oben an. Er ist wahrhaft gnadenlos! Und weil mehr oder weniger alle Postenwege rings um den Berg ... Sie verstehen! Deshalb Berg Gnadenlos! Aber so sehr ihnen der Berg auch zu schaffen macht, die Grenzer lieben ihn. Sie sind stolz darauf, dort oben ihren Dienst zum Schutz der Staatsgrenze unserer Republik zu versehen. Dieser Stolz



Gefreiter Eberhard Holb, Postenführer, wurde im vergangenen Jahr „Bester Soldat der Grenzkompanie". Der gelernte Schweinepfleger aus der LPG Werkzahrna im Kreise Jüterbog gehört seit 1956 dem sozialistischen Jugendverband an. Im FDJ-Aufgebot im Herbst 1961 wurde er freiwillig Soldat. Für vorbildlichen Grenzdienst erhielt er im vergangenen Jahr fünf Belobigungen. An einem Tag nahm er vier Grenzverletzer fest. Den Stolz auf seine Leistungen läßt er sich nicht anmerken. Ruhig und bescheiden versieht er seinen Dienst. Er ist einer jener sechs Genossen, die anläßlich des VI. Parteitages um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse baten.







begegnete uns während der ganzen Zeit, in der wir bei ihnen lebten und arbeiteten. Unvergessen bleibt uns jener Abend, an dem ein Teil der älteren Genossen, deren Dienstzeit abgelaufen war, feierlich verabschiedet wurde. An einer langen, weiß gedeckten Tafel hatten sie Platz genommen. In dieser Stunde des Abschieds bat Unteroffizier Seifert den Kompaniechef: „Bitte übermitteln Sie unseren Nachfolgern, daß sie würdig fortsetzen sollen, was uns hier auf dem Brocken heilig war: die Ehre, hier oben Dienst zu tun.“ Seine Bitte verhallte nicht ungehört. Ihm antwortete Soldat Wick: „Seid versichert, daß wir unseren Dienst ebenso vorbildlich versehen werden wie ihr. Vielleicht sogar noch etwas besser.“ Das ganze Tun und Trachten der Brockengrenzer ist darauf gerichtet, ständig wachsam und einsatzbereit zu sein. Etwa jeder dritte ist Parteimitglied oder Kandidat. In welchem Maße sie die führende Rolle der Partei verwirklichen, zeigt das Beispiel des Unterfeldwebels Engel. Dieser schlanke blonde Bursche gilt als Ski-As der Kompanie. Je steiler die Hänge, desto kühner. Er machte schon viele Soldaten mit den Brettern vertraut, die dem Brockengrenzer im Winter die Welt bedeuten. Das tut er auch jetzt. Trotz dieser viele Freizeitstunden verzehrenden Arbeit hat er sich noch verpflichtet, drei Genossen die Handhabung des IMG beizubringen. Wie er das alles schafft, fragten wir ihn. „Einfach ist das freilich nicht“, sagte er. „Man muß eben seine Zeit richtig einteilen.“ Die Zeit richtig einteilen, das heißt

sie sinnvoll nutzen. Die Freizeit der Grenzer ist knapp. Aber wir konnten feststellen, daß die meisten von ihnen wissen, wie die Abgeschiedenheit zu bezwingen ist. Der erste Zug hat sich dem Film verschrieben. Die FDJ-Gruppe des dritten Zuges bastelt vorwiegend. Regelmäßig arbeiten die Zirkel zum Erwerb des Abzeichens „Für gutes Wissen". Die Kompaniebücherei ist ständig unterwegs und zerlesen, der Bestand müßte erneuert werden. Die jungen Genossen, die im Herbst zur Kompanie kamen, brachten großen Lerneifer und den festen Willen mit, die guten Traditionen der Brockengrenzer würdig fortzusetzen. Während diese Zeilen in Druck gehen, gibt es — davon sind wir überzeugt — längst keinen Unterschied mehr zwischen ihnen und den älteren Genossen. Sie alle sind eine festgefügte Kampfgemeinschaft von Grenzsoldaten, zu deren hervorragenden Leistungen wir achtungsvoll aufblicken.

Bild links außen: Das ist eine besondere Waffe, die Soldat Siedfried Rendel hier aus dem Ständer nimmt. Ihr vorheriger Träger, Unteroffizier Manfred Scherf, der im Herbst 1962 nach Hause ging, hinterließ seinem Nachfolger einen Brief, in dem es heißt: „Ich habe in meiner Dienstzeit 24 Grenzverletzer festgenommen. Wenn Du meine Waffe trägst, dann denke daran, daß sie mir stets ein treuer Begleiter war. Sei immer Vorbild!"

Bild Mitte: Verabschiedung von Genossen, die vier, sechs und mehr Jahre auf dem Brocken dienten. Jeder erzählt sein schönstes Erlebnis. Hier trägt Unteroffizier Heinz Schleusener temperamentvoll eines seiner Gedichte vor. Jeder sagte es auf seine Weise, aber alle brachten zum Ausdruck, gern wieder zur Brockenkompanie zurückzukehren, wenn sie das Vaterland, unsere Republik, erneut ruft.

◄ **Licht auf für das „Filmstudio Brocken", eine Gruppe Amateure unter Regie von Unteroffizier Hans-Peter Weina. Zuerst fotografierten sie. Als im Frühjahr 1962 Erika Radtke mit dem Jugendfernsehen auf dem Brokken war, kriegten sie Appetit zum Filmen. Ein Streifen über den Grenzdienst, „Spuren im Moor", ist bereits fertig. Hier entsteht eine Szene für „Soldat Wunderlich", der von der Kompanie erzogen wird.**

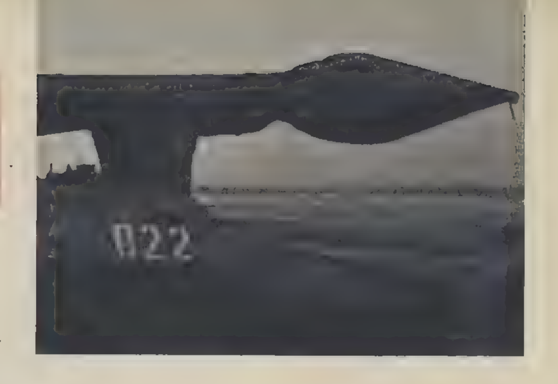
Bergluft macht hungrig. Bevor Gefreiter Kurt Frisch auf Grenzstreife geht, haut er noch einmal kräftig rein. Für unterwegs schmiert er sich noch eine ordentliche „Postenbemme".



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Fla-Raketen schützen Kubas Luftraum

Anläßlich des 4. Jahrestages des Sieges der kubanischen Revolution fuhren im Marschband der Truppenparade in Havanna unter anderen neuzeitlichen Waffen auch die Spezial-Kfz. mit den für ihre Treffsicherheit bekannten Fla-Raketen. In seiner Rede bemerkte Fidel Castro dazu:
„Wir werden uns mit immer vollkommeneren Waffen der Flugabwehr versorgen. Heute zogen an uns bereits die ersten Truppenteile vorbei, die mit den Raketen der Klasse Boden-Luft ausgerüstet sind, Truppenteile, die jetzt ihre Kampfausbildung erhalten."



SPW als Raketenträger

Bei den Manövern der Tschechoslowakischen Volksarmee im vergangenen Jahre traten erstmals Schützenpanzerwagen (Halbketten) als Raketenträger in Erscheinung. Das Foto, das uns die Militärzeitschrift unserer Bruderarmee „Československý voják" zur Verfügung stellte, zeigt einen solchen SPW nach der Übung.



Durch den Lauf gelinst

„Also", ließ sich der Gruppenführer vernehmen, „also, das ist kein MPi-Lauf, sondern gelinde gesagt, ein Ofenrohr. Man kann weder Zug noch Feld erkennen, Soldat Musterius. Packen Sie Ihr Reinigungszeug nochmal aus und avanti, avanti ..." Während Musterius seine MPi bearbeitete, hielt der Gruppenführer seinen Soldaten einen Kurzvortrag über das Waffenreinigen im allgemeinen und über den Drall im besonderen. Das hörte sich so an:

„Sieht man durch den Lauf einer Schützenwaffe, so stellt man fest, daß sich an den Laufwänden der Drall, bestehend aus Feldern und Zügen, befindet. Dies ist nicht etwa eine Erfindung der letzten Jahre, sondern liegt schon sehr weit zurück. Wir wissen heute, daß der Drall dem Geschoß die Drehung verleiht und dessen Überschlagen in der Luft verhindert.

Diese Erkenntnis hatten schon im Mittelalter die Armbrustschützen. Deren Bolzen waren am hinteren Ende mit zwei Stabilisierungsflächen versehen, die schräg zur Geschoßachse befestigt waren und somit den Bolzen im Fluge zur Drehung zwangen.

Ob die Büchsenmacher diese Erkenntnis übernahmen oder aber zufällig darauf stießen, ist nicht bekannt. Jedenfalls fertigten sie Läufe mit Feldern und Zügen. Verliefen diese in der ersten Zeit gerade und dienten zur Aufnahme von Pulverschleim, so erhielten sie bald eine Drehung, damit sich die ballistische Leistung der Waffe erhöhte.

Die ersten Anfänge sind aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt. Waren die gezogenen Büchsen auch bei der Linieninfanterie nicht im Gebrauch, so bedienten sich die Jäger, das waren die Scharfschützen, fast ausschließlich gezogener Waffen." Auf einen Zettel, den er nun vorzeigte, hatte er inzwischen verschiedene Querschnitte gezogener Läufe gemalt.

„In militärischen Einheiten waren nur die ersten drei Zugarten im Gebrauch, wogegen die übrigen bei Jagd- und Prunkwaffen vorzufinden waren. Verwendete man bei den ersten drei Arten Kugeln, so waren es bei den letzteren dem Drall entsprechende Bleigeschosse. Die Polygonalbohrung wurde in verschiedenen Ausführungen hergestellt. Neben dem Viereck sind uns heute noch dreieckige und sechseckige Laufbohrungen bekannt. So mühten sich die Leute, um hohe Schußleistungen zu erzielen. Die Früchte ihrer Arbeit stecken auch in unseren Waffen. Deshalb bitte ich mir aus, daß das Reinigen in Zukunft pikobello vonstatten geht." **A. S.**



1. Rundzug



2. Sternzug



3. Rosenzug



4. Ovalzug



5. Herzzug



6. Poligonalzug

Strahltrainer L-29

Einen Strahltrainer, der den heutigen Anforderungen der Ausbildung von Flugzeugführern entspricht, entwickelten tschechoslowakische Konstrukteure. Das Flugzeug trägt die Bezeichnung L-29. Seine wichtigsten taktisch-technischen Daten entnahmen wir der tschechoslowakischen Zeitschrift „Křidla vlasti". Sie lauten: Spannweite: 10,3 m, Länge: 10,8 m, Höhe: 3,1 m, Flugmasse: 3589 kg. Die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 680 km/h, die Gipfelhöhe bei 12 000 m.



Senkrechtstarter ade

NATO-Experten hegen erhebliche Zweifel daran, ob es zweckmäßig ist, die Bonner Armee mit den z. Z. in Entwicklung stehenden Senkrechtstartern auszustatten. Nach Meinung dieser Leute genügen für die Zwecke Bonns durchaus Kurzstart-Flugzeuge, die von wenig ausgebauten Flugplätzen aus operieren können. Von westdeutscher Seite wird diese Absage mit der Bemerkung kommentiert, daß Kurzstarter als Übergangslösung zur Raketenwaffe „vorteilhafter" wären.

„Schneefresser"

Ein interessantes Schneeräum-Fahrzeug wurde in England herausgebracht. Vor das Kfz. ist an einer Spezialaufhängung das eigentliche Räumgerät montiert. Es besteht aus einem Block mit 12 Verbrennungskammern in denen Öl mit 650 Grad C verbrannt wird. Der Flammenstrahl, der durch die Düsen austritt „frißt" den Schnee – auf Flugplätzen, Rollbahnen oder Schienenwegen – buchstäblich weg. Das Fahrzeug schafft pro Stunde 8 km.



Buchecke

Oberst Dr. Ing. Heinz Raulien: Kybernetik im Militärwesen

148 Seiten, 89 Bilder, Halbleinen, etwa 9,80 DM, Deutscher Militärverlag, Berlin 1963

15 Jahre sind erst vergangen, seit der amerikanische Mathematiker Norbert Wiener sein berühmt gewordenes Buch „Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine" veröffentlichte. In diesem Buch begründete er eine neue Wissenschaft, die Kybernetik. Ihr Anwendungsbereich war damals auf einige ganz spezielle militärische Probleme beschränkt. Heute dagegen beschäftigen sich neben Mathematikern, Physikern und Ingenieuren sogar Biologen, Sprachforscher und Wirtschaftswissenschaftler mit der Kybernetik. Auch im Militärwesen ging die stürmische Entwicklung der Technik mit einer ständig breiter werdenden Anwendung der Kybernetik einher. In seinem Buch „Kybernetik im Militärwesen" skizziert Oberst Dr. Ing. Heinz Raulien zunächst in groben Zügen diese Entwicklung und macht den Leser dann anschließend mit den Grundlagen der technischen Kybernetik und der modernen Rechentechnik vertraut. Sodann behandelt er viele Beispiele für die praktische Anwendung der Kybernetik in der Militärtechnik, in der Truppenführung sowie in der militärischen Planung und legt dar, wie die verschiedenen Steuerungs- und Regelungsprobleme technisch realisiert werden können: automatische Zielverfolgung, passive und aktive Lenkverfahren, Stabilisierung von Panzerkanonen, automatisches Richten, Simulatoren für die Ausbildung von Flugzeugführern und für andere Ausbildungsaufgaben, Führung eines Luftverteidigungssystems, Informationsübertragung, Voraussicht im Gefecht unter Anwendung der Theorie der Spiele, Optimierung des Nachschubs und des Einsatzes von Waffen, Berechnung strukturverändernder Faktoren usw.

Diese interessante Arbeit über das hochaktuelle Gebiet der militärischen Kybernetik gehört in die Hand jedes militärwissenschaftlich interessierten Lesers.

P. Michalke

Neue Technik – Neue Technik – Neue Technik –

Gedruckte Schaltung für den Amateur Teil II: Praxis – K. Schlenzig Reihe „Der praktische Funkamateur" Band 31 (Deutscher Militärverlag) etwa 96 Seiten, 80 Bilder und Leiterplatte – Preis 2,50 DM.

Der Autor geht aus von der in Teil I beschriebenen geätzten Leiterplatte – wie sie dem Heft beiliegt – und schildert den Weg bis zur vollständigen gedruckten Schaltung. Die beiliegende Leiterplatte läßt sich für folgende Schaltungsvarianten verwenden: 1 – zweistufigen Emitterverstärker, 2 – Kollektor-Emitter-Verstärker (oder Umkehrung), 3 – zweistufigen Kollektorverstärker, 4 – Taschenempfänger für Ortssender.

Anekdotisches

Ewiges Geheimnis

Der Kommandant eines Bootes hatte die Angewohnheit, vor jedem Anlegemanöver erst in seine Kammer zu gehen. Jemand von der Besatzung hatte beobachtet, daß er dort in einer Kiste etwas nachsieht, vermutlich die Kommandos. Wenn er zurückkehrte, gab er jedenfalls klare, richtige Kommandos, das Anlegemanöver klappte ausgezeichnet. Als der Kommandant eines Tages abversetzt wurde, hoffte jedermann an Bord, daß das „Geheimnis" nun gelüftet würde. Man öffnete die ominöse Kiste und fand darin lediglich einen kleinen Zettel mit der Aufschrift: „Links ist Backbord — rechts Steuerbord."



Bescheiden

„Wer ist der beste Kraftfahrer Ihrer Einheit?" Der Kompaniechef überlegt. „Der Hauptfeldwebel", sagt er dann. „Er ist Parteimitglied, hat schon lange Jahre die Fahrerlaubnis und ist Vorbild auf allen Gebieten."
„Holen Sie ihn mal her."
„Seit wann haben Sie die Fahrerlaubnis, Genosse Hauptfeldwebel?" — „Seit 1957."
„Sie haben noch nie einen Unfall verursacht?"
„Nein!"
„Dann wären Sie der richtige Mann für die Bestentafel des Regiments." —
„Aber, Genosse Hauptmann ..."
„Was aber? Seien Sie doch nicht so bescheiden!"
„Aber ich fahre doch gar keinen Wagen. Ich will mir erst nächstes Jahr einen kaufen."

Dem Glücklichen schlägt jede Stunde

Gespräch auf einem SPW. „Manfred, deine Uhr hat ja nur noch einen Zeiger." — „Weiß ich, den großen habe ich bei der letzten Übung verloren." — „Wie willst du denn jetzt die Zeit feststellen?" — „Das kann man auch mit einem Zeiger, es differiert höchstens um fünf Minuten." — „Und wenn du mit Anneliese verabredet bist?" — „Dann sagt SIE mir, was die Stunde geschlagen hat."



Vignetten: Parschau

Fortsetzung von Seite 20

flug wird ebenfalls der Windeinfluß ausgeschaltet. Weltrekorde sind hierbei auf verschieden langen Strecken möglich.

Den Geschwindigkeitsrekord im 100-km-Kreis hält seit dem 7. Oktober 1961 A. Fjodotow, der dabei mit einer E-166 eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 2401 km/h erzielte. Diese Geschwindigkeit bedeutet gleichzeitig den absoluten Geschwindigkeitsrekord auf geschlossener Strecke. Auf dem 500-km-Kreis wird der Weltrekord seit dem 25. September 1962 von A. A. Kosnow gehalten, der mit einer T-431 2304 km/h flog:

Aber was heißt es, mit einer Geschwindigkeit von 2401 km/h im 100-km-Kreis zu fliegen? Bei einem Kreisumfang von 100 km beträgt der Radius des Kreises 16 km. Um einen derart engen Kreis bei einer Geschwindigkeit von 2400 km/h zu fliegen, ist eine Schräglage von 70° notwendig. Bei dieser Schräglage wächst aber die Überbelastung auf das Dreifache der Erdbeschleunigung an. Nehmen wir an, das Körpergewicht des Rekordfliegers Fjodotow beträgt auf der Erde 70 kp, so hätte während des Rekordfluges sein Gewicht 210 kp betragen. Diese Überbelastung mußte er mindestens 150 Sekunden aushalten, um den 100-km-Kreis zu durchfliegen.

Der Rekord für die größte Geschwindigkeit in der größten Höhe wird seit September 1962 von W. Iljuschin gehalten. Mit einer T-431 erzielte er in 21 300 Meter Höhe eine Geschwindigkeit von 2100 km/h.

Daraus ist ebenfalls ersichtlich, daß Rekordflüge mit dem gleichen Flugzeugtyp bei unterschiedlichen Bedingungen verschiedene Resultate ergeben. So war es auch im August—September 1961 bei den Rekordflügen mit dem Flugboot Be-10. Während die absolute Rekordgeschwindigkeit bei 910 km/h lag, betrug die Rekordgeschwindigkeit über 1000 km mit 5000 kg Zuladung 875,86 km/h. Noch deutlicher werden diese Unterschiede bei Höhenflügen mit verschiedenen Nutzlasten. Ohne Zuladung stieg die Be-10 14 742 m hoch, mit 5000 kg Nutzlast 14 042 m, mit 10 000 kg Nutzlast 12 700 m und schließlich mit 15 000 kg Nutzlast 12 120 m.

Da diese Weltrekorde mit Serienflugzeugen aufgestellt wurden, stellen beispielsweise Geschwindigkeiten von rund 3000 km/h nicht das Äußerste dar. Spezielle Versuchsflugzeuge sind noch schneller. Geschwindigkeiten von 5000 km/h sind bei ihnen durchaus möglich.

230 Weltrekorde, international anerkannt, von sowjetischen Fliegern aufgestellt, mit sowjetischen Militärflugzeugen geflogen, sprechen eine beredte Sprache. Zusammengefaßt heißt das: Die Luftfahrt der UdSSR ist führend in der Welt, die sowjetischen Flieger haben bestes Material für ihre Aufgaben zum Schutze der Heimat in ihren Händen.

OBERFELDWEBEL HANS-JÜRGEN KLUNKER ist heute in allen schnellen Bahnsportdisziplinen „zu Hause“: Als Sprinter zählt er zur DDR-Spitzenklasse, im 1000-m-Zeitfahren verbesserte er dreimal den Deutschen Rekord, auf dem Tandem wurde er zu einer Überraschung für die Fachleute und als Mannschaftsfahrer hat er schon so manche Prämie „kassiert“ ... — In der Zweiermannschaft gab der heute 21jährige sein Debüt. Dennoch läßt er sich nicht allzugern an die Berliner Winterbahnsaison 1959 erinnern. Von den Publikumslieblingen unbeachtet, umkurvte er damals mit Barthel das Holzlattenoval und mußte sogar wegen gefährlicher Fahrweise aus dem Rennen genommen werden. Trainer Erich Stammer beobachtete ihn in den folgenden Monaten sehr aufmerksam und entdeckte in ihm das Sprintertalent: die ominöse Ruhe bei Wertungsspurts, die Explosivität in den entscheidenden Rennphasen. „Der Klunker schlägt dich nochmal!“, prophezeite man 1960 auf der Hallenser Sommerbahn dem Berliner Dynamofahrer Jürgen Simon, als ihm Hans-Jürgen um ein Haar davongezogen wäre. Daß sich diese Voraussage schon in einem Jahr bewahrheiten sollte, hätte allerdings kaum einer gedacht. Mit langen Spurt „von vorn“ schlug Genosse Klunker 1961 alles, was Rang und Namen hatte auf den Pisten der DDR. Ein Sturz acht Tage vor dem Meisterschaftsfinale raubte ihm die Chance, Titelträger zu werden. So mußte er mit dem zweiten Platz vorlieb nehmen. Im vergangenen Jahr erging's ihm ähnlich: Fast einen Monat dauerte es, bis seine Gehirnerschütterung auskuriert war. Die zehn Trainingstage vor der Meisterschaftsentscheidung nutzte er jedoch mit bewundernswerter Energie und wurde wieder Vizemeister im Sprint. Sein Ziel heißt Tokio — Olympia. Sein Hobby ist Musik – auch hier lautet die Devise: Je schneller, je lieber.



Dürfen wir vorstellen...



GEFREITER MATTHIAS KIEFER hat bei den Leipziger Schülern einen Stein im Brett. Wenn er oder einer der anderen 29 (!) Übungsleiter seiner Dienststelle in den Patenklassen auftaucht, kennt der Jubel kaum noch Grenzen. Und dabei kann man nicht behaupten, daß die Mädels und Jungens alle begeisterte Sportenthusiasten gewesen wären. Der 19jährige Gefreite machte es sich nicht einfach; er trommelte keineswegs nur alle sportinteressierten Kinder zusammen und stützte sich so auf Voraussetzungen, die andere vor ihm geschaffen hätten. Im Gegenteil — ob in der „59.“ oder in der Friedrich-Schiller-Oberschule, Matthias Kiefer orientierte sich in beiden Fällen vorwiegend auf jene Kinder, die bisher kaum Interesse für den außerschulischen Sport hatten. Überall fand er schnell Anklang. Im Winter war der Rodelschlitten Trumpf; im Frühjahr ging's mit Karte und Kompaß durch das Leipziger Rosenthal, und im Sommer lernten alle schwimmen. Kein Wunder übrigens, ist doch der Fla-MG-Schütze selbst eine begeisterte Wasserratte und bewältigt die 100 m Brust in 1:22,0 Min. Konrad Enke, der bekannte Rekordschwimmer, war auf der Kinder- und Jugendsportschule Leipzig sein Idol. Unter seiner Anleitung lernte er viel. Heute ist er bemüht, seine Kenntnisse den noch Jüngeren zu vermitteln. Er und seine treuen Helfer tun's recht erfolgreich — dafür spricht die Bilanz von 900 Kinder- und Jugendsportabzeichen, die auf ihr Konto gehen. So konnte Genosse Kiefer als Auszeichnung eine Reise nach Prag unternehmen, gestiftet vom Bezirkssekretariat Leipzig der ASV Vorwärts. Sein Kommandeur, bei dem er eine gute Unterstützung und viel Verständnis findet, gehörte zu den ersten Gratulanten. Bald wird Matthias Kiefer ein Studium an der DHfK aufnehmen, wobei er sicher ebenso fleißig sein wird wie in seiner bisherigen Sportpraxis.



Daß der Schornstein raucht . . .

. . . dafür sorgen nicht nur die Kumpel des Kombinates »Schwarze Pumpe«, sondern auch die Genossen vom Betriebsschutzamt dieses sozialistischen Großbetriebes.



„Nu' haltet mal die Luft an, Kollegen! Ihr seid beide nicht richtig gefahren." Es ist gar nicht so einfach, so „ganz nebenbei" auch noch für die Verkehrssicherheit auf den weitläufigen Straßen des Kombinats zu sorgen.



Zwillingsbrüder? Nein. Natürlich nur eine Montage. Hauptwachtmeister Wolf qualifizierte sich neben seiner polizeifachlichen Weiterbildung zum Kraftwerksmeister, um seine dienstlichen Aufgaben fachkundiger erfüllen zu können.
„Wir würden ihn gern hierbehalten", meinte der Meister, der ihn ausbildete.

Sie wissen schon kräftig mit zuzupacken, die Braunkohlekumpel in der Volkspolizeiuniform; das ist für die Braunkohlekumpel im zivilen Arbeitsanzug keine neue Erkenntnis. Und als in den vergangenen harten Wochen knackende Kälte die Kohlebrocken zu unförmigen Klumpen zusammenbackte, als die kohlehungrigen Pressen in der Brikettfabrik und die Feuerungslöcher unter den Kesseln im Kraftwerk immer fordernder ihre gefräßigen Mäuler aufsperrten, da griffen auch die Genossen des Betriebsschutzamtes zu Hacke und Schaufel, damit im Werk, aber auch in anderen Betrieben, in Genossenschaften, Schulen und Wohnsiedlungen die Schornsteine rauchen konnten. Sie taten das, ohne ihre Hauptaufgabe zu vernachlässigen: das ihrer Obhut anvertraute Kombinat zu schützen — vor denen, die gerne möchten, daß in unserer Republik kein Schornstein mehr raucht. So wurden beispielsweise einmal glühende Kohlestücke auf ein Förderband geworfen, in der Hoffnung, eine Kohlen-



Ein Werkzeugkasten wurde aufgebrochen. Es fehlt der Steckschlüsselsatz. Der Täter muß in diesem Raum gut Bescheid gewußt haben.



„Na, Kollege, wo ist die Schutzbrille beim Schleifen? Ich empfehle, mal wieder die Arbeitsschutzbestimmungen gründlich durchzulesen!“

staubexplosion mit darauffolgendem Großbrand möge das Werk friedlicher Arbeit vernichten oder zumindest den Produktionsablauf empfindlich stören. Doch die Wachsamkeit der Kumpel und der Volkspolizisten verhinderte das.
Man findet hin und wieder Leute, die sich geringschätzig über die Angehörigen des Betriebsschutzes äußern. Doch wer das leichtfertigerweise tut, der kennt die Genossen nicht, und der hat auch keine Ahnung von ihrem schweren, verantwortungsvollen Dienst.
Immerhin hat das Betriebsschutzamt „Schwarze Pumpe“ in gewissem Sinne eine ähnliche Struktur wie ein Kreispolizeiamt. Es verfügt über Spezialisten, über Ständige Streifen — allgemein auch „Betriebs-ABVs“ genannt — und auch die Betriebsfeuerwehr untersteht dem BS-Leiter. Enge Verbindung halten die Genossen mit den Brigaden und Meisterbereichen, mit der Parteiorganisation und mit der FDJ-Leitung. Ein Ergebnis dieser Zusammenarbeit sind auch die Verpflichtungen einiger Brigaden, auf Betriebsfremde zu achten und ihre Maschinen und Aggregate zu schützen. Die Genossen des Betriebsschutzes wissen eine solche Unterstützung durch die Arbeiter sehr zu schätzen; denn das Werk wächst, und auch ihre Aufgabenbereiche werden immer größer, je mehr Schornsteine im Kombinat „Schwarze Pumpe“ rauchen. *Berchert*

Fortsetzung von Seite 26

Leitung der Versammlung, also auch wir, die Initiative in der Hand behalten. Wir können doch ohne weiteres eine FDJ-Versammlung im Rahmen der Kompanie ungefähr mit dem Thema machen: ‚Zweitbeste sind wir, können wir die Ersten werden?‘ Dadurch hat die Diskussion die richtige Orientierung und dann soll Frenzel meinetwegen seine Sache da vortragen. Sicher wird da noch einiges auf den Tisch kommen, aber manchmal ist ein generelles Aufwaschen nötig, wenn man zu einer neuen Qualität in den menschlichen Beziehungen und in der Arbeit kommen will. Die Partei hat nicht ohne Grund die Frage des Ansprechens von Gefühl und Verstand gerade jetzt auf die Tagesordnung gesetzt und auf dem Parteitag nochmal hervorgehoben. Ich bin für diese Versammlung. Das ist unser Parteitag. Sie wird uns bestimmt ein Stück vorwärtsbringen. Wenn wir in a l l e n Genossen das Gefühl wecken, daß sie uns alles abladen können, dann finden wir noch mehr Bereitschaft und Aufgeschlossenheit, und sie werden sich auch unsere Worte über ihre Pflichten, über Mängel in der Dienstdurchführung usw. zu Herzen nehmen!“ Wiesner holte tief Luft und schwieg plötzlich verlegen. Er hatte sich in Eifer geredet und ertappte sich nicht gern dabei. Er schaute seinem Vorgesetzten und Freund forschend ins Gesicht. Hauptmann Schumann war es jetzt, der sich Zeit nahm. War das, was Wiesner da gesagt hatte, nicht alles längst bekannt und als bewährt empfohlen worden? Aber man war manchmal etwas betriebsblind. Im Wesentlichen klappt ja alles, wir sind selbstzufrieden. Da ist was in der Kompanie, das wir nicht gesehen haben. Der Jurzok zum Beispiel. Nun ja, der Bursche hätte sich vielleicht wieder gefangen. Vielleicht!! Frenzel ist, scheint's, der Freund von Jurzok. Durch sein kameradschaftliches Mitgefühl hat er instinktiv schneller begriffen als wir, wie und wo man so etwas anpackt! Oberleutnant Wiesner wurde ungeduldig. „Na, sind wir einer Meinung?“ fragte er drängend. Hauptmann Schumann schaute ihn sinnend an. „Der Frenzel hat uns eine Lektion erteilt. Wir wollen sie beherzigen. Vertrauen wir uns und unseren Soldaten.“ Heiter fügte er hinzu: „Ich wußte ja, daß du ein richtiger Parteisekretär bist, der seinen Kommandeur richtig berät.“ Er sah vergnügt, wie sein Lob das ihm so vertraute jungenhafte, offene Lächeln auf Wiesners Gesicht zurückzauberte. Er packte den Oberleutnant freundschaftlich an den Schultern und schüttelte ihn. „Nun bist du wieder stolz, was? Strahlst, als ob du den Stein der Weisen gefunden hättest, du Versammlungstaktiker!“ — „Na, etwa nicht?“ antwortete Wiesner frohgestimmt, und ernst fügte er hinzu: „Aber nicht allein! Ich finde es prima, mit welcher Reife jetzt so manche Genossen Wehrpflichtigen zu uns kommen.“ — „Also hast du den Stein der Weisen im Kollektiv gefunden!“ sagte Hauptmann Schumann und beide lachten.



Ich warte hier …
auf einen Mann,
mit dem ich etwas



„Ich muß . . ."
(so bettelt Barbara)
„. . . zu einem Lehrgang
schnell nach A.
Mein Bus ist fort,
ich werde dort
erwartet . . ." – Und
ihr roter Mund,
der formuliert
so süße Sätzchen
für ein ganz kleines
Beifahrtsplätzchen . . .
Nur so ein
klitzekleines Eckchen
auf seinem linken
Hinterbänkchen . . .

„Verzeih'n Sie,
Fräulein Barbara,
ein Wagen
unsrer NVA . . ."
Worauf er höflich,
doch bestimmt,
ihr einen Korb gibt
(oder nimmt) . . .
Was er jedoch
jetzt flüsternd spricht,
das hörte
der Reporter nicht . . .
(und schließlich
geh'n den Fotomann
ja auch nur
seine Fotos an!).





Sie winkt,
und ihr Gefreiter
fährt ungefreit
und heiter weiter.
Verblühte schon
der junge Lenz
nach dieser
NVAbstinenz?
Mitnichten, Freund!
Der Freund kam nur
auf ganz private
Tour retour,
weil er (der grade
Pause hat)
sein eignes Krad
zu Hause hat.
Der Freund,
der hatte eben
sein Wort
(und keinen Korb) gegeben.

Dann nahm er unser
Barbarinchen
in sein privates
Kradmaschinchen
und fuhr
mit Fräulein Barbara
mal rasch
in unsre Kreisstadt A.
Dort hat er
(unter uns geklagt)
wohl etwas mehr
als A gesagt . . .
Und weil es sowas
immer gibt,
wenn man sich gern hat
(und dann liebt) –
kam späterhin
dann auch nach A
ein B . . . (wie
Baby Barbara).

K Sex

DER NACHFOLGER

Als Enkel eines preußischen Generalleutnants und Sohn eines Hauptmanns a. D. der kaiserlichen Kolonial-Schutztruppen 1913 in Tanganjika geboren, machte der Plantagenaufseher und spätere Leutnant d. R. Kai-Uwe von Hassel nach 1945 in der CDU Adenauers seine Karriere.
Schleswig-Holstein, wo er als Ministerpräsident und CDU-Chef amtierte, entwickelte sich unter seiner Schirmherrschaft zum Eldorado faschistischen Abschaums. Seine Regierung schmückten solche nazistischen Sumpfblüten wie der ehemalige Marine-Oberstabsrichter Dr. Lewerenz als Justizminister, der frühere Nazi-Bürgermeister von Schleswig, Lemke, als Innenminister, der frühere Ortsbauernführer Sieh als Landwirtschaftsminister, und zum Landtagsdirektor machte er den SS-Sturmführer Völpel .

Herrn Strauß, dem ging die Puste aus,
und er kam ins Kabuff.
Aus Schleswig-Holstein holte man
Kai-Uwe einen ruff.

Er saß dort seit geraumer Zeit
als Nazi-Schutzpatron.
Und schützte zur Zufriedenheit —
Bonn ist dafür der Lohn.

H e u t sieht man, wie auf Schritt und Tritt
ihn Offiziere freundlich grüßen,
denn das bekamen sie schnell mit:
Kai sitzt zu Globkes Füßen.

Ging's kürzlich auch ein bißchen rund —
Herr Globke hält den Posten.
Solange Konrad Kanzler ist,
wird's ihm den Kopf nicht kosten.

Jetzt kommandiert von Hassels Kai
so manchen, den er deckte,
den er — weil aus der Reichskanzlei —
vorm Staatsanwalt versteckte.

Franz Joseph, der korrupte, ging.
Das heißt: Er ward' vertrieben.
Doch ist's mit Bonn ein eigen Ding:
Die Generale blieben!

Das Ganze, was man inszenierte,
entpuppt sich jetzt als Trick.
Man änderte die Namen nur
doch nicht die Politik.

Helmut Maikath

Willi Golm

ALTE WEHRMACHTS-BERICHTE

Beim Harald-Boldt-Verlag in Boppard am Rhein erschienen in einem Wälzer von 778 Seiten die bis jetzt in Bundesdeutschland noch nicht erschienenen alten Wehrmachtsberichte vom 1. 7. 1944 bis zum 9. 5. 1945. Wie die faschistische „Deutsche Soldatenzeitung" jubilierend mitteilte, sei das Buch eine „einmalige und außergewöhnlich wertvolle und begrüßenswerte Publikation!"

Und ob! Und ob!
Dies Loch war schließlich noch zu füllen
im freien bunten Bonner Büchermarkt;
denn mancher alte Kämpfer mocht im stillen
sich lang schon sagen: zu der ganzen Weltgeschichte
gehören auch die ganzen OKW-Berichte!
Drum also 'ran nun,
stürmt die Bücherstände,
und reißt Euch um den allerneusten Band,
und deckt Euch ein, Kam'raden, deckt Euch ein!
Ein Hundsfott nämlich, der dabei nicht fände:
So'n OKW-Bericht des abends in die Hände
läßt uns noch einmal träumend große Helden sein!

Da kostet man noch einmal aus die großen Siege,
da liest man, wie sich's wirklich abgespielt
und was man leistete im letzten Kriege —
man lebt, man kämpft, man ist ganz aufgewühlt:

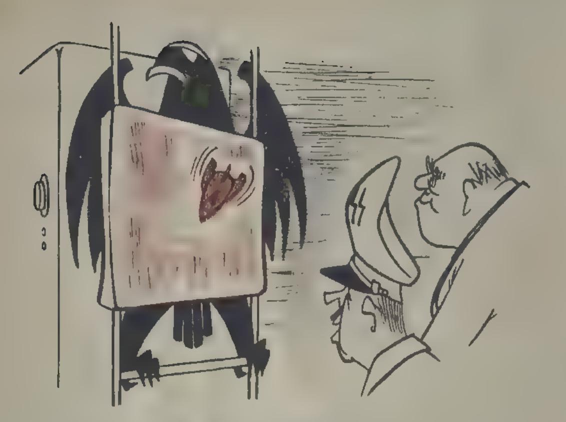
Uns, Männer, hat man damals nicht geschlagen,
wir haben nur mal hier und da die Front ‚verkürzt',
‚begradigt', und im Rückwärtsgang in allen Lagen
tagtäglich siegreich so den Kampf gewürzt!

Und ganz zum Schluß stieg Dönitz aus dem Wasser,
ganz naß schon zwar, doch naßforsch bis zuletzt
und hat als Hitler-Erbe und als nasser
noch drei nach zwölf den letzten Zahn gewetzt!

Die Wolga räumten wir, weil sie zu breit war,
den Luftraum, weil auch er uns nicht gefiel,
die Nordsee später, weil sie viel zu weit war,
und auch die Ostsee war nicht unser Ziel!

Denn schwarz auf weiß ist es nun nachzulesen:
WIR SIEGTEN! — bis zu jenem 8. Mai!
Am 9. plötzlich ist dann alles aus gewesen —
am ganzen Krieg die einz'ge Schweinerei!!!

P. S. Weil's rechte Buch nur mit 'nem Vorwort zählt,
drum hätt' ich gleich noch eines vorzuschlagen:
„Am letzten Krieg hat nur der Sieg gefehlt!
Mit Förtsch und Co. ‚Sieg Heil!' —
wir müssen's nochmal wagen!"



„Diese Herzkrankheit gefällt mir.“



Erhard: „Operation geglückt – Patient tot!“

Diagnose:



KARIKATUREN: KLAUS ARNDT



„Mir scheint,
die hat noch weniger Lebenserwartung!“



„Hurra, sein Fieber steigt,
dann bleibt mein Kriegsministerium gesund!“



Der Autograder ist eine Baumaschine mit Eigenantrieb, die vorwiegend zu Planierarbeiten beim Straßen- und Wegebau eingesetzt wird. Seine Ausrüstung sind ein Schar, ein Planierschild und ein Aufreißer. Zusätzlich können Walzen, Schneepflüge und Aufladegeräte angebaut werden. Mit dem Straßengang erreicht der Autograder eine maximale Geschwindigkeit von 40 km/h.



Bauplatz Gefechtsfeld

Denke nicht, die Pioniere seien nur zum Sprengen, Abreißen, Zerstören da – weit gefehlt! Natürlich fallen ihnen diese Aufgaben zu, wenn es heißt, der Truppe den Weg zu bahnen. In erster Linie aber bauen sie. Sie zimmern, tischlern, schlossern, mauern, schweißen und schmieden. Sie sind Facharbeiter in Uniform, im wahrsten Sinne des Wortes. Facharbeiter verstehen mit dem Handwerkszeug sicher und flott umzugehen, Pioniere müssen es in jeder Lage – auch ohne feste Werkbank können. Aber das Handwerkszeug allein ist unzureichend, um die vielfältigen Aufgaben, die von den Pioniertruppen im Interesse des Gefechts zu lösen sind, zu bewältigen. Folglich ist die Maschine ihr wertvoller Helfer. So ist die Ausrüstung der Pioniertruppen im gleichen Maße wie die Bewaffnung und Technik der übrigen Waffengattungen, dem Charakter des modernen Gefechts angepaßt worden.





Bild Mitte: Zu den Großen unter den Pioniermaschinen zählt der Grabenbagger. Er ist ein Spezialketten-Fahrzeug, das, wie sein Name sagt, zum Ausheben von Gräben bestimmt ist. Auf dem Trägerfahrzeug ruht das Baggerwerk mit dem Schaufelrad. Während der Arbeit ist das Schaufelrad heruntergelassen. Je nach den Bodenverhältnissen wird in verschiedenen Gängen (1–4) gebaggert. 1000 Meter Graben in der Stunde bei leichtem Boden ist für den Grabenbagger normale Leistung.

Das Sägegatter ist auf einem Spezialhänger montiert und deshalb sehr beweglich. In kurzer Frist ist es einsatzbereit, und aus den Rundhölzern entstehen Bretter und Kanthölzer. In acht Stunden können rund 24 m³ Bohlen oder Bretter gefertigt werden.



Fachmännisch, wie im Beruf, wird die Mischung vorbereitet, schließlich sollen die Betonteile Qualitätsarbeit sein. Als Fertigteile dienen sie dann dem Bau von Unterständen usw.



Es ist verständlich, daß die Pioniertechnik auf Grund der mannigfaltigen Aufgabenbereiche, wie z. B. Anlegen, Beseitigen und Bau von Sperren, Ausbau von Stellungen, Deckungen, Wasserstellen, Brückenschlag, Anlegen von Übersetzstellen und Kolonnenwegen sowie vieles andere mehr, stets und ständig vervollkommnet wird. Es gibt kaum eine Maschine, ein Fahrzeug oder Gerät, das der Pionier nicht sein Hilfsmittel nennt. Auf dem Holzplatz stehen die Sägegatter, Kreis- und Bandsägen, Hobel- und Bohrmaschinen, Bretter und Bohlen entstehen am laufenden Band, aus ihnen wachsen Brückenteile, Stege, Verschalungen, Gerüste.

Betrittst du den Betonplatz, dann empfängt dich das Poltern der Betonmischer, Kranwagen transportieren und stapeln Fertigteile für Unterstände, Kipper bringen Sand und Zement. Am Wasserplatz lärmt die Dieselramme, hallen Axtschläge über den Fluß; und ehe du dich versiehst, wird vom Bugsierboot die letzte Fähre eingeschwommen.

Der Bauplatz des Pioniers ist das Gefechtsfeld. Er arbeitet vorn am Draht, baut unter Beschuß, schafft bei Tag und Nacht. Beil und Drahtschere sind für ihn ebenso Waffen wie Sprengstoff und MPi. Bagger und Kran ebenso Kampftechnik wie Minenleger oder Spezialpanzer.



Bild Mitte: Mit der Straßenbaumaschine BAT schaffen die Pioniere Kolonnenwege und setzen Straßen instand. Dabei wird u. a. an Hängen Erde abgetragen oder aufgeschüttet, Böschungen werden ausgebaut, Fahrbahnen planiert, einzelne Bäume beseitigt oder Schlaglöcher und Trichter zugeschüttet und was sonst an einschlägigen Arbeiten anfällt, ausgeführt. Das Trägerfahrzeug ist eine Zugmaschine von 25 t Eigenmasse.

Verantwortungsvoll ist die Arbeit der Pioniere beim Verlegen von Minen. Sofern es die Umstände erlauben, wird dazu der Minenleger benutzt. Mit seiner Hilfe werden größere Abschnitte in kurzer Zeit verdeckt oder offen vermint.



Wie hieß denn DER?

Das stürmische Meer hatte sie an den Strand einer kleinen Insel geworfen, die Rotarmistin Marjutka und ihren Gefangenen, einen weißgardistischen Offizier. Aus Feinden wurden Liebende, doch der erbitterte Kampf ihrer sich unversöhnlich gegenüberstehenden Klassen zwang Marjutka zwischen Liebe und Pflicht zu entscheiden. Mit eigener Hand richtete sie den Geliebten.

Schreiben Sie uns bitte nicht nur den Filmtitel jenes Liebesdramas, liebe Filmfreunde, sondern beantworten Sie uns auf Ihrer Postkarte bitte auch zwei Fragen:

- Halten Sie eine dauerhafte Liebe zwischen Menschen mit unüberbrückbar gegensätzlichen Weltanschauungen für möglich?
- Wie hätten Sie an Marjutkas Stelle gehandelt und warum?

Letzter Einsendetermin (Kennmarke rechts unten nicht vergessen) ist der 1. April (Datum des Poststempels). Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **Film gestern und heute. Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch. 547 S., reich illustriert — und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die richtige Lösung unseres Februar-Rätsels hieß „Geschwader Fledermaus".

Die Gewinner unseres Januar-Rätsels sind:

1. Manfred Brenner, Luckenwalde
2. Henning Baar, Stralsund
3. Roselies Siegert, Lauterbach

Mit „Gut Film"

Ihre „Armee-Rundschau"

Vermischtes

Anekdoten



Pyrrhos (319—272 v. u. Z.) hatte sich schon tagelang mit dem Plane eines Italienfeldzuges beschäftigt, als ihn sein Vertrauter, der Thessaler Kineas, in einer Mußestunde in folgendes Gespräch verwickelte:
„Höre einmal, mein König", begann Kineas, „was werden wir eigentlich tun, wenn wir die Römer besiegt haben?"
Pyrrhos blickte ihn verwundert an. „Das versteht sich von selbst: Ist Rom bezwungen, ist uns keine Stadt Italiens gewachsen, und das ganze Land fällt uns mühelos in die Hand."
„Gut", meinte Kineas nach einer Weile, „und wenn wir Italien erobert haben?"
„Dann kommt Sizilien dran."
„Das läßt sich hören. Sizilien wird also das eigentliche Ziel unseres Feldzugs sein?"
„Was denkst du? Alle diese Kämpfe sind erst das Vorspiel zu noch größeren Taten. Denn bedenke doch: Libyen und Karthago liegen dann unserem Zugriff offen, und wenn wir im Besitz aller dieser Länder sind, werden wir keinen unserer Feinde mehr zu fürchten haben."
„Ja", warf Kineas ein, „und wenn das alles uns gehört?"
„Dann, mein Lieber", rief Pyrrhos lachend, „werden wir uns zur Ruhe setzen und jeden Tag fröhlich miteinander zechen."
„Jetzt verstehe ich aber eines nicht", bemerkte Kineas ernst. „Warum wollen wir uns das erst durch lange Kämpfe erwerben, was wir jetzt schon haben können? Denn was hindert uns, uns gleich jetzt schon hinzusetzen und mit dem Zechen zu beginnen?"

Die Athener forderten von Themistokles (527 bis 459 v. u. Z.) die Übernahme des Oberbefehls über das Heer, obwohl sie ihn erst kurze Zeit vorher auf das schimpflichste behandelt hatten.
„Ich schätze Leute nicht", entgegnete Themistokles, „denen ein und dasselbe Geschirr als Nachttopf und Trinkgefäß dient."



Der König von Preußen sah einen seiner Soldaten mit Schmissen im Gesicht. „In welchem Kabarett hat man Ihn so zugerichtet?" fragte er. „In einem Kabarett, wo Sie die Zeche bezahlt haben, in Kolin", erwiderte der Soldat. Der König, der in Kolin geschlagen worden war, schwieg.



Der Marschall von Luxembourg, der unter dem Vorwand einer Anklage auf Magie zwei Jahre in der Bastille festgehalten worden war, verließ das Gefängnis, um Armeen zu befehligen. „Man braucht noch Magie", sagte er im Scherz.*

---
* Französischer Marschall



Marschall Blücher fragte einmal seine Offiziere, ob sie ihren Kopf küssen könnten. Unter Gelächter verneinten alle. „Ich aber kann es“, erwiderte Blücher, stand auf und küßte seinen Stabschef General Gneisenau.

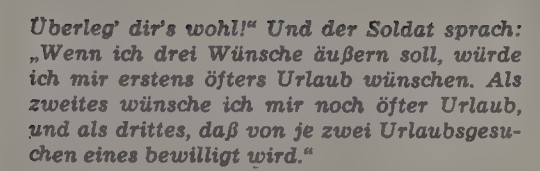


Ein irischer Soldat behauptete in einem Gefecht, einen Gefangenen festzuhalten. „Er will mir nicht folgen“, sagte er, als er einen seiner Kameraden herbeirief. „Nun“, sagte dieser, „laß ihn laufen, wenn du ihn nicht mitnehmen kannst.“ — „Ja, aber“, erwiderte der andere, „er will mich nicht loslassen.“

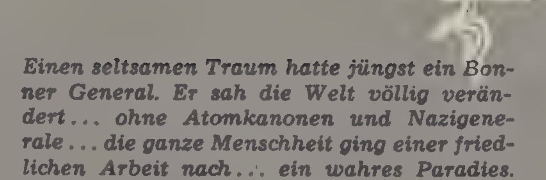


Ein Amerikaner sah sechs Engländer, die von ihrem Truppenteil abgekommen waren. Er war kühn genug, auf sie loszustürzen. Zwei verwundete er, die anderen streckten die Waffen, und er führte sie gefangen vor den General Washington. Dieser fragte ihn, wie er es denn fertiggebracht habe, über sechs Mann Herr zu werden. „Kaum habe ich sie gesehen“, erwiderte der Held, „so stürzte ich auf sie los und habe sie umzingelt.“

Ein Soldat hatte sich ausgezeichnet. Der General ließ ihn vor sich kommen und sagte: „Mein Sohn, du hast dich tapfer geschlagen. Zur Belohnung sollst du drei Wünsche äußern.



Überleg' dir's wohl!“ Und der Soldat sprach: „Wenn ich drei Wünsche äußern soll, würde ich mir erstens öfters Urlaub wünschen. Als zweites wünsche ich mir noch öfter Urlaub, und als drittes, daß von je zwei Urlaubsgesuchen eines bewilligt wird.“



Einen seltsamen Traum hatte jüngst ein Bonner General. Er sah die Welt völlig verändert ... ohne Atomkanonen und Nazigenerale ... die ganze Menschheit ging einer friedlichen Arbeit nach ... ein wahres Paradies. Als er morgens erwachte, da atmete er erleichtert auf.



Sinnsprüche

Die Lasten des Krieges sind nicht so groß wie die der Knechtschaft.

Ein General muß stets Sicherheit zeigen. Besonders aber in jenen wichtigen Momenten, da die Lage so verworren ist, daß sogar Generäle sie nicht sofort übersehen können.

Der Beschauliche, im Genuß der Behaglichkeit seiner teppichbekleideten Stube, beschimpft den Soldaten, der die Winternächte am Ufer eines Flusses verbringt und schweigend unter den Waffen über die Sicherheit seines Vaterlandes wacht.

Vauvenargues (1715—1747)



Die aktuelle Umfrage

Wer IST EIN HELD UNSERER ZEIT?

Kenner der Weltliteratur, und deren gibt es ja, wie aus der Januar-Umfrage erinnerlich, recht viele unter unseren Soldaten, werden jetzt vielleicht eine Attacke gegen mich reiten und wissen wollen, weshalb ich für die heutige Debatte gerade diese Titelfrage ausgewählt habe. Immerhin, so könnten sie einwenden, habe sich Michail Lermontow ihrer doch schon vor rund einhundertdreißig Jahren angenommen, in seinem Roman „Ein Held unserer Zeit".

Der »Held« über sich

Bitte, geben wir Lermontows Grigorij Alexandrowitsch Petschorin selbst das Wort. Der „Held" über sich: „Die Welt hat meine Seele verdorben, meine Einbildungskraft ist unruhig und mein Herz unersättlich; alles ist mir stets zuwenig, an die Trauer kann ich mich ebenso schnell gewöhnen wie an den Genuß, und so wird mein Leben von Tag zu Tag leerer . . ."
Ist das die Antwort?
Überlegen Sie:
Der plan- und ziellos durch die Welt vagabundierende Snob als Vorbild?
Der die Langeweile zur Lebensphilosophie erhebende Nichtstuer als Idol?
Der leidenschaftslose, halbseidene Jüngling als Held unserer Zeit?
Nein.
Lermontow stand selbst nicht dazu. Er wollte eine Krankheit aufdecken und diesen „Helden" seiner Zeit dem Spott preisgeben. „Es machte ihm Spaß, den Menschen der Gegenwart so aufzuzeichnen, wie er ihn versteht und wie er ihm zu seinem und zu Ihrem Unglück nur allzu häufig begegnet ist", erklärte er seinen Lesern im Vorwort des Buches.
Unsere Gegenwart ist eine andere. Eine andere Zeit aber gebiert auch andere Helden.

Wer sind sie?

Ihre Namen sind Legion.
Die Namen jener Menschen nämlich, die von allen zu dieser Diskussion Befragten als Helden unserer Zeit genannt wurden.
Die Skala reicht von dem sowjetischen Kosmonauten-Quartett über Fidel Castro, Walter Ulbricht, Albert Einstein und Manolis Glezos bis zu unseren Braunkohlenkumpels, die gerade bei dem zermürbenden Frost des letzten Winters hervorragende Leistungen vollbracht haben, und den Genossen unserer Grenztruppen.

Offiziersschüler Jörg Hüfner (21): „Ich denke dabei besonders an den Streifenführer, der seinen toten Kameraden Reinhold Huhn trotz der auf ihn gerichteten MPi-Läufe auf die Schulter nahm und forttrug . . ."

Offiziersschüler Kurt-Dieter Schulz (22): „Was speziell unsere Grenzer in Berlin leisten, ist oft heldenhaft. Ob ich angesichts der ständigen Provokationen und Beschimpfungen, denen sie von Westberliner Seite ausgesetzt sind, immer so ruhig und besonnen handeln könnte wie sie, weiß ich wirklich nicht . . ."

„Da mußte bloß ein dickes Fell haben", entgegnet wegwerfend *Kanonier Fritz Bernhard (19)* und fügt hinzu:

»Einen Helden stelle ich mir anders vor«

Wie denn?
„Na, einen Mordskerl — furchtlos, mutig, toller Draufgänger!"
„Jawohl", pflichtet ihm *Obermatrose Knut Hoffmann (21)* bei und verrät uns obendrein die seiner Ansicht dazugehörende Devise: „Immer ran an den Feind!"

Mir scheint, das gibt erst einmal Diskussionsstoff zur Genüge.

„Leider", antwortet *Soldat Richard Wolter (22).* „Bestünde darin das einzige Kriterium des Heldentums, dann ‚Gute Nacht!'"

Vom Gefühl her gibt ihm *Gefreiter Otto Reichert (20)* recht — „Nur, ich weiß nicht, wie ich das richtig erklären soll." Dafür operiert *Flieger Rainer Ullrich (23)* mit einer Volksweisheit, um seine Meinung darzulegen: „Blinder Eifer schadet. Deswegen muß ein blindlings vorwärtsstürmender Draufgänger nicht immer gleich ein Held sein."

Unterfeldwebel Siegfried Söll (24) wendet sich besonders an den (gottlob nur in Worten) so aggressiven Obermatrosen.

„Wie wär's, wenn Sie einmal darüber nachdächten, was aus eben einer solchen Einstellung, käme sie in der Praxis unseres Dienstes zur Geltung, entstehen könnte?", fragt er und gibt zugleich die Antwort: „Ein fürchterlicher Weltenbrand! — Das Schlagwort ‚Immer ran an den Feind' ist der Refrain eines alten Naziliedes und darüber hinaus eine äußerst gefährliche Schwätzerei. Würden unsere Grenzsoldaten oder, um ein Ihnen noch näherliegendes Beispiel zu nennen, die Matrosen der Grenzbrigade Küste danach handeln, so hätten sie uns und der Welt wahrscheinlich schon längst einen Krieg eingehandelt, jenen Krieg nämlich, den wir gerade vermeiden wollen und für dessen Verhinderung wir Soldat sind."
Ein klares Wort.

Bleibt:

Draufgänger oder nicht?

„Zur Vollbringung einer Heldentat gehört mehr", wendet *Unteroffizier Benno Brückner (20)*, assistiert von dem Gefreiten Günter Seidemann (21), ein.

Für den *Offiziersschüler Ingomar Schuller (21)* sind es vor allem persönlicher Mut und Opferbereitschaft, die den Helden auszeichnen. *Kanonier Helmut Standke (22)* schreibt es der Mentalität des Menschen zu, ob er zu heldenhaften Leistungen fähig ist oder nicht. Und *Kanonier Klaus-Walter Krüger (21)* nennt als wichtigste Merkmale „einen klaren Kopf und gute Charaktereigenschaften".

Wie *Kapitän zur See Heinz Irmscher (42)* darüber denkt, erklärt er mit folgenden Worten: „Wer, ohne zu fragen, wem seine Tat nützt, als blinder Draufgänger seinen Mut beweisen will, ist kein Held. Ein Held ist derjenige, der sein Wissen und Können mit Mut und Entschlußkraft verbindet und bewußt — auch unter Einsatz des eigenen Lebens — außergewöhnliche Leistungen für die Verteidigung des Friedens und den Sieg des Sozialismus vollbringt."

Protest aus dem Munde des *Soldaten Hans-Werner Hillmann (20):*

Demnach hat also der Sozialismus jedwedes Heldentum »gepachtet«?

Keineswegs.

„Zu allen Zeiten", bemerkt *Professor Dr. F. Müller* dazu, „gab es wahres Menschentum und Vorkämpfer einer besseren Ordnung, die selbstlos ihr Bestes gaben für den Fortschritt und die gerechte Sache des Volkes. Der Erfolg ist dabei noch kein Maßstab. Maßgebend für die moralische Bewertung eines Menschen und seiner Handlungen sind seine Stellung und sein Verhalten zu den um ihre Befreiung aus sozialer, nationaler und kolonialer Unterdrückung kämpfenden Klassen und Völker. Der größte Mut und die Selbstaufopferung der eigenen Person können, wenn sie — oft auch unbewußt — einer schlechten und ungerechten Sache dienen, niemals als Heldentum bezeichnet werden. Deshalb ist es auch falsch zu sagen, daß die jungen Deutschen, die durch den deutschen Faschismus im Geiste der nationalen Überheblichkeit, des Chauvinismus und Rassenhasses erzogen und zum Überfall auf andere Völker auf die Schlachtfelder gejagt wurden, Heldentaten für eine falsche und verbrecherische Sache vollbracht hätten. Denn der Mut und die Einsatzbereitschaft lassen sich niemals von der Sache trennen, für die sie vollbracht werden. Der Begriff des ‚negativen' Helden hat zwar auf der Bühne seinen Sinn, nicht jedoch im Leben. Ein Held ist derjenige, der, durchdrungen von einer hohen menschlichen Moral, selbstlos für den Fortschritt und das Wohl seiner Mitmenschen hervorragende und beispielgebende Taten vollbringt."

In etlichen Gesprächen tauchte das Problem soldatischen Heldentums auf, umstritten vor allem in einer Hinsicht.

„Im Krieg ist das klar", spricht *Obermaat Gerd Schreiber (22)*. „Dafür gibt es Beispiele genug: Alexander Matrossow, Soja Kosmodemjanskaja, den Flieger Meresjew. Aber wie äußert sich soldatisches Heldentum unter normalen Bedingungen, im Frieden?"

„Keine Ahnung", gesteht achselzuckend *Pionier Ralf Böttcher (23)*.

Unterwachtmeister Hans Ehlert (21) hält ihm die Weltraumflüge der sowjetischen Kosmonauten entgegen. „Damit haben sie bewiesen, daß auch ohne irgendeinen Krieg Heldentaten möglich sind."

Nun ist aber nicht jeder ein Kosmonaut

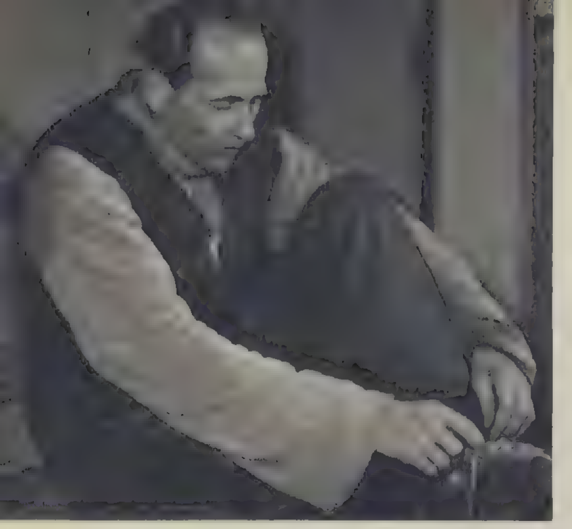
„Braucht er auch gar nicht, um zu zeigen, daß er ein Held unserer Zeit ist!"

Mit diesem Einwurf unterbricht mich AR-Bildreporter *Hauptmann Ernst Gebauer (33)*. Gerade von einer Truppenübung zurückgekehrt, erzählt er folgende Begebenheit.

„Es war hundekalt. Elf Grad minus. Durch ein dummes Mißgeschick während des Begegnungsgefechtes geriet ein Panzer in einen zugefrorenen Tümpel. Schnell war er bis zum Turm im Schlamm versunken. Die Besatzung konnte sich retten. Doch in der allgemeinen Aufregung hatte der Fahrer vergessen, den Gang herauszunehmen — ein Versäumnis, das die spätere Bergung verteufelt kompliziert gemacht hätte.

Als der sofort zur Unglücksstelle geeilte Schlepperkommandant Feldwebel Bernotat das hörte, gab es für ihn nur eins: Splitternackt ausziehen, in den Turm kriechen, durch die dreckige, eiskalte Brühe bis zum Fahrersitz tauchen und den Gang rausnehmen, bevor die starke Unterkühlung des Metalls den Schaltvorgang unmöglich gemacht hätte.

Hinterher sprach ich ihn. ‚Das war doch selbstverständlich', sagte er über seine Tat. ‚Jeder Panzer wird doch gebraucht für die ständige Gefechtsbereitschaft. Und außerdem kann man wert-



Oberst Emil Zatopek: „... ein Held fällt nicht vom Himmel und wird nicht als solcher geboren ...“

volles Volksgut nicht einfach so mir nichts, dir nichts abschreiben.‘

So bewies das junge Parteimitglied Georg Bernotat, daß man nicht unbedingt ein Kosmonaut zu sein braucht, um sich als Held unserer Zeit zu bewähren.“

„Klar – bei solchen Gelegenheiten kann man sich natürlich schnell Lorbeeren verdienen“, meint *Funker Erhard Sonntag (22).*

Also macht die Gelegenheit den Helden?

„Vielleicht“, sinniert *Offiziersschüler Gernod Bauerlang (22).*

„Ich glaube kaum“, bemerkt *Hauptmann Karl Nolte (34)*, „weil das hieße, Heldentaten wären lediglich durch die Verkettung bestimmter, dafür geeigneter Umstände möglich.“

Unteroffizier Eckhard Schütz (20): „Meiner Meinung wird das Heldentum erst durch die Umweltbedingungen herausgebildet.“

„Es kommt ganz auf die Situation an“, behauptet auch *Soldat Norbert Hupenbach (25).*

Einverstanden?
„Nein!“ erschallt es im Chor.

Begründung:

Soldat Wolfgang Henke (22): „Heldenhafte Leistungen sind schon dadurch möglich, daß man seine Pflichten in allen Lagen erfüllt.“ – *Unteroffizier Peter Glage (21):* „Auch im ganz normalen Alltagsleben gibt es Heldentum.“ – *Soldat Rolf Kilian (25):* „Wir hatten letztens eine Winterübung. Meines Erachtens haben zum Beispiel die Kraftfahrer, die uns trotz Glatteis und strengem Frost sicher beförderten und kaum eine Mütze voll Schlaf nehmen konnten, während wir hinten einen ‚eingezogen‘ haben, Vorbildliches und Heldenhaftes geleistet.“

Auf dieselbe Winterübung beruft sich *Oberleutnant Günter Mahlke (27)*, wenn er die unermüdlichen Kradmelder lobt, die jungen Wehrpflichtigen, die bei klirrender Kälte auf der blanken Erde lagen, die frischgebackenen Unteroffiziere, denen es noch an praktischer Erfahrung mangelt und die trotz der schwierigen Gefechtslage ihre Gruppen ordentlich führten. „Ich vertrete die Ansicht“, sagte er, „daß alle Menschen, die ihre gesellschaftlichen Aufgaben trotz vieler Schwierigkeiten mustergültig erfüllen, Helden unserer Zeit sind.“

In seiner Rede vor dem VI. Parteitag der SED prägte Genosse Walter Ulbricht den Satz: „Der Sozialismus macht den Menschen zum wahren Herrn seines Schicksals.“

Und so hat heute jeder ausreichend Gelegenheit, sich zu bewähren, zu zeigen, was in ihm steckt. Menschliche Heldentaten sind kein Vorrecht der Kosmonauten und noch viel weniger Privileg einer bestimmten Personengruppe. Unsere Zeit braucht nicht vier, fünf, sechs oder sieben Helden, sondern ganze Generationen entschlossener, für den umfassenden Aufbau des Sozialismus kämpfender Menschen.

Die Worte Juri Gagarins und Emil Zatopeks

„Schon als Gewerbeschüler debattierten wir viel über das Heldentum“, erzählt *Oberstleutnant Juri Gagarin* und fährt fort: „Mich beeindrucken am meisten Helden, von denen das Volk sagt: Sein ganzes Leben war eine einzige große Tat! Dazu gehört, daß ein Mensch sein ganzes Leben einem einzigen großen Ziel unterordnet, dafür kämpft, ohne zu weichen.“

Oberst Emil Zatopek, ohne Zweifel gleichfalls ein Held unserer Zeit, verweist darauf, daß die Voraussetzungen hierfür in harter Arbeit an sich selbst geschaffen werden müssen. „Ein Held fällt nicht vom Himmel und wird nicht als solcher geboren. Helden wachsen im Kollektiv, und ihre Leistungen formen sich im Kampf gegen alle Laster des Lebens, gegen Trägheit und Bequemlichkeit, gegen tausenderlei Schwierigkeiten und Hemmnisse.“

Damit ist klar:

Niemand braucht heute in ferne Länder zu ziehen, um sich dort in fragwürdigen Abenteuern zu bewähren. Unser Platz ist hier in der Deutschen Demokratischen Republik. Hier ist unser sozialistisches Vaterland, dem wir als Soldaten dienen. Wer sich hier bewährt, wirklich Großes leistet und – getreu seinem Fahneneid – jederzeit bereit und gewappnet ist, mit seinem Leben für die Verteidigung unseres Staates der Arbeiter und Bauern in die Bresche zu springen, der ist ein Held unserer Zeit.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Martine Monod: Normandie – Njemen

Sie kamen aus vielen Ländern, aus Ägypten und Syrien, aus England und Algerien; sie trafen sich in Teheran und flogen dann weiter. Gepäck besaßen sie nicht, auf abenteuerlichen Wegen hatten sie hergefunden, aber sie hatten dasselbe Ziel: Kampf gegen die Faschisten, Kampf bis zum Sieg. Flieger waren sie aus dem geschlagenen Frankreich, die Engländer gaben ihnen keine Flugzeuge, so gingen sie in die bedrängte Sowjetunion und schulten um auf die Jak. Einfach war das nicht, weder für die „Towarischtschs" noch für die „Franzus". Verfroren standen sie in Tropenuniform auf dem eisigen Flugplatz, und die russischen Piloten mußten ihnen zuerst ihre Winteruniform spendieren. Das aber ging noch zu verschmerzen, die Knappheit an Maschinen war schlimmer.

Vignelette und Périer hatten sich eingeschlichen. 300 Flugstunden hatten sie angegeben; in Wahrheit war es nicht einmal die Hälfte. Ihr Wille wollte die mangelnde Erfahrung ausgleichen. Sie mußten es büßen, die Flugzeuge mußten es büßen. Und Sarian, der für die Jaks Verantwortliche, ist verzweifelt. Als es herauskommt, haben die beiden nur



Deutscher Militärverlag 1962, 307 Seiten, 6,20 DM

eine Sorge: bleiben dürfen, nicht weggeschickt werden. Sie dürfen bleiben, und – sie müssen bleiben für immer. Périer ist der erste Tote, er stirbt, als die Faschisten noch glauben, die französischen Stimmen am russischen Himmel seien Hirngespinste deutscher Flieger. Und Vignelette stirbt bei der Befreiung von Orel, mit ihm noch viele des Geschwaders. Beim Übergang über den Njemen erhalten sie den Ehrentitel „Normandie – Njemen".

Schulter an Schulter kämpfen sie mit den sowjetischen Genossen. Anfängliches Unverständnis wandelt sich in Sympathie, der tägliche Einsatz läßt sie Freunde werden. Zusammengefügt hat sie die Liebe zu ihrer Heimat, und obwohl sie aus zwei Welten kommen, eint sie der Haß gegen die Faschisten. Sie haben Erfolge, sie bringen Opfer. Es gibt schmerzliche Verluste, heldenhaftes Untergehen, tragisches Sterben und dann scheint alles zu zerbrechen: Chardon schießt aus Versehen Hauptmann Tarassenko ab, den bei allen beliebten „Tatjana", der ihnen Freude brachte mit seinem Akkordeon und seinen Liedern. Entsetzlich ist Chardons Erwachen, und fortan sucht er den Tod, den Tod im Kampf. Ihre Freundschaft hält dieser Belastung stand, und Chardon wird ein Held. Aber er selbst kann es fast nicht verwinden.

Schon der Film hat uns beeindruckt, Martine Monod schrieb ein Buch nach diesem Film. „Alles darin ist wahr, und alles darin ist von A bis Z erfunden", steht in der Vorbemerkung. Es sei wie es sei. Dieser Roman macht uns ein fast nicht bekanntes Kapitel echter Frontkameradschaft nacherlebbar. Die Autorin ist bei uns nicht unbekannt. Auch in diesem Buch erweist sich wieder ihre Stärke: In außerordentlich verdichteter Sprache gestaltet sie großartige Charaktere in eindrucksvollen Szenen. Erschütternd und tief tragisch sind manche Schicksale, aber ein feiner, echter Humor ist trotz allem spürbar in diesem Hohelied der Treue. So entstand ein eigenständiges Kunstwerk, nicht vergleichbar mit einer Filmerzählung.

Aus vielen Ländern kamen sie, die Franzosen, weil sie ahnten, was ihnen später Gewißheit wurde, daß nur ein Land die Welt vor dem Faschismus retten konnte: Die Sowjetunion. Für dieses Land gaben sie Blut und Leben, sie gaben es damit auch für ihre Heimat.



J. Wohlgemuth: Egon und das achte Weltwunder

Verlag Neues Leben, 432 S., 6,80 DM.

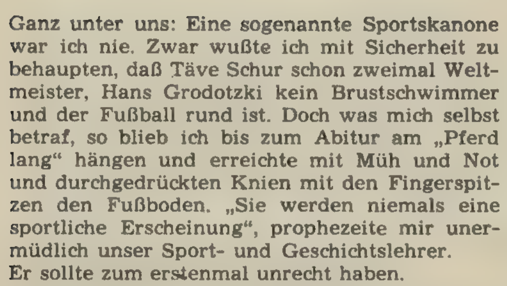
Egon kann arbeiten wie kaum ein anderer, und da ihm auch das Leben in der Gemeinschaft gefällt, gehört er bald zu den Besten auf dem Jugendobjekt – bis eines Tages Paul auftaucht. Egon hat seinen neuen Freunden verschwiegen, daß er vorbestraft ist und fällt nun, da Paul versucht, sein Ansehen zu untergraben, beinahe in sein früheres Außenseitertum zurück. Aber Christine, das achte Weltwunder, und seine neuen Freunde wenden schließlich alles zum Guten.

Und wehe, ich treffe meinen alten Sportlehrer

In der Kompanie Bowitzky frei nach Gehörtem und Gesehenem aufgeschrieben von Klaus Weidt



Leutnant Gawert (rechts) contra Hauptfeldwebel Bornstein . . .



Ganz unter uns: Eine sogenannte Sportskanone war ich nie. Zwar wußte ich mit Sicherheit zu behaupten, daß Täve Schur schon zweimal Weltmeister, Hans Grodotzki kein Brustschwimmer und der Fußball rund ist. Doch was mich selbst betraf, so blieb ich bis zum Abitur am „Pferd lang" hängen und erreichte mit Müh und Not und durchgedrückten Knien mit den Fingerspitzen den Fußboden. „Sie werden niemals eine sportliche Erscheinung", prophezeite mir unermüdlich unser Sport- und Geschichtslehrer.
Er sollte zum erstenmal unrecht haben.
Denn ich kam zu den Soldaten. Und nicht schlechthin zu irgendwelchen. Ich wurde in eine Kompanie eingereiht, deren Offiziere und Unteroffiziere durch die Bank Sportskanonen waren. So begann meine große Wandlung, in der Einheit Bowitzky . . .



Ich war hier keine zwei Tage alt, da kannte ich neben allen Dienstgraden bis zum Oberleutnant bereits die gesamten Sporttrophäen der Kompanie. Und der Gefreite in meinem Zimmer ließ mich nicht eher in Ruhe, bis ich noch nachts von den Auszeichnungen und Titeln der Bowitzky-Soldaten träumte. Aber ich hörte ihm zu. Erst aus Höflichkeit und Respekt vor seinem Balken auf dem Schulterstück, dann mit immer größer werdendem Interesse.

So erfuhr ich zum Beispiel, daß
. . . die Einheit Bowitzky zweimal „Beste Sportgruppe" und Bataillonsmeister im Fußball wurde;
. . . alle das Sport- und Schwimmabzeichen errangen, vier Genossen zum „Besten Sportler" erklärt wurden, und Unteroffizier Kietzmann die DTSB-Ehrennadel in Bronze trägt;
. . . Gewichtheben, Judo, Fußball, Handball, Volleyball und Geräteturnen die Trümpfe der Kompanie sind.
Als ich dann auch noch staunend zu hören bekam, daß ich in eine Kompanie hineingeraten war, die in der militärischen Ausbildung „Beste" wurde, zweimal die Verdienstmedaille der Volksarmee erhielt und in der sich zwei Funktrupps das Leistungsabzeichen erkämpften, rutschte ich von meiner ersten Bettetage runter und stand stramm.
Da mußte ja 'was aus mir werden!



Dank Leutnant Gawert kannte ich nach einer Woche alle. Angefangen beim Gefreiten Schröder, der auf ES 250 und Formel K schwört, über Unteroffizier Frohwerk, dessen Abwehrgriffe und Hüftwürfe man mit „Q" auszeichnen sollte, bis zu unserem rührigen Sportgruppenleiter Hauptfeldwebel Bornstein. Denn Leutnant Gawert mixte „Neu" und „Alt" gleich munter

durcheinander, stellte Hallenfußballmannschaften auf und spielte selbstverständlich selbst mit.
Als ich im Entscheidungstreffen den Leutnant zu decken hatte, fiel mir wie aus heiterem Himmel die Dienstvorschrift ein: Dem Vorgesetzten immer den Vortritt lassen und Respekt entgegenbringen! Was aber leider dazu führte, daß das Gawert-Team das Finalspiel gewann . . .
„Mach dir nichts daraus", klopften mir Genossen später tröstend auf die Schulter. „Das geht bei Rundenspielen im Objekt anderen Soldaten ebenso. Die Offiziere unserer Nachbareinheiten machen nämlich kaum mal mit. Und wenn da die gegnerischen Spieler anfangs unserem Leutnant auf dem Fußballplatz Vorsicht und Achtung zollen, spielen wir ihm die Kugel zu, so daß er sie dann meist ungehindert ‚eindonnern' kann. Und so gewinnen wir."



Übrigens, ich lasse nichts auf den Genossen Leutnant kommen. Er ist nicht nur eine Sportskanone, sondern vor allem ein prima Ausbilder. Der Dienst ist straff und hart, doch interessant. Was er fordert, kann er selbst vormachen. Er ist für viele meiner Genossen das Vorbild.
Er wurde „Bester Offizier". Das heißt schon etwas. Genauso wie es etwas bedeutet, mir das Fußballspielen beizubringen. Man sollte für ihn unbedingt den neuen Titel „Bester Fußballer" einführen.



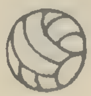
So nebenbei habe ich den Unterschied zwischen Vor- und Rückhand mitbekommen. Während der Kuba-Krise, als wir in Gefechtsbereitschaft verharrten. Ich glaube, die Idee zum Turnier mit dem weißen Zelluloidball kam wohl vom Chef, von Oberleutnant Bowitzky.
Es war die erste Meisterschaft der Kompanie in diesem Jahr, bei der selbst der sportuninteressierteste Soldat hell begeistert wurde. Jedenfalls spielte ich mit, und die Unmenge Spiele waren in wenigen Tagen bewältigt. Der Sportenthusiasmus feierte wieder einmal Triumphe und Gefreiter Rothe den Meistertitel.
Nun kann es an die nächsten Sportarten gehen: Volleyball, Handball, Sturmbahn, Fernwettkämpfe usw. usf.



„Wer Sport treibt, hat's in der Ausbildung leichter", heißt ein geflügeltes Wort unseres Kommandeurs. Er ergänzt es meist mit den Worten: „Bei uns braucht ein guter Soldat Kraft, Kondition und Geschicklichkeit."
Und so kümmert er sich um den Feierabend, ohne an seinen zu denken. Er wartet nicht auf Termine und Anweisungen von „oben", nimmt meist kurzerhand den Hauptfeldwebel beiseite und schmiedet Pläne, die in Halle und auf Rasen lebendig werden.
Wer sich von uns besonders hervortut, wird gelobt. Das macht Oberleutnant Bowitzky nicht in aller Stille, sondern beim Appell. Auf dem selbstgebauten Volleyballplatz. Da wird die Sportarbeit ausgewertet, der Stand in Sachen Sportabzeichen kontrolliert, das schlechte Zusammenspiel der Fußballer vom letzten Sonntag „auseinandergenommen" . . .
Als die Genossen Lorenz und Ullrich bei den Militärischen Mehrkampfmeisterschaften des MB „Bronze" errangen, strahlte unser Oberleutnant über das ganze Gesicht und belobigte sie vor der Kompanie.
„Seht sie Euch an, Genossen, das sind Eure Vorbilder. Denen müßt Ihr nacheifern!"



Unser Kommandeur geht aber auch im Sport selbst mit Beispiel voran. Als ein Punktspiel in der Fußball-Runde dadurch gefährdet wurde, daß einige Genossen zu einer Übung befohlen waren, zog Oberleutnant Bowitzky das Jersey über. Was seine fußballbegeisterten Soldaten zu ungeahnten Kräften beflügelte. Das Treffen wurde mit 2:0 gewonnen. Und einen Treffer schoß der „Ersatzmann" Bowitzky selbst!
Worauf man ihn hochleben ließ und ihn später nochmals in die Kompanie-Auswahl delegierte. Spielt er nicht selbst, dann steht er aber garantiert mit Frau und Kindern am Platzrand, um den Anfeuerungschor für uns zu organisieren, bei Sonne ebenso wie bei Schnee und Regen.



Vor einigen Wochen hatten wir Gelegenheit, unserem Chef zu einem weiteren Volltreffer zu gratulieren. Vom Bezirkssekretariat der ASV wurde er prämiiert. Er soll einer der noch an den Händen abzuzählenden Kommandeure sein, die Freizeitsport und Körperertüchtigung vorbildlich unterstützen, sagten dort die Genossen. Das kann ich bezeugen. Denn sehen Sie mich an:
Ich habe in wenigen Monaten Fußballspielen gelernt, schaffe heute zehn Grätschen über das lange Pferd hintereinander und spekuliere mit dem Sportabzeichen in Gold.
Und wehe, ich treffe meinen alten Sportlehrer! Dann werde ich ihm meinen Oberleutnant vorstellen. Der wird's ihm schon sagen, was für 'ne Sportskanone ich geworden bin . . .

Das flackernde Feuer des Zeltofens wirft auf die Gesichter der Kommandanten, die um den roh gezimmerten Tisch sitzen, einen matten Schein. Soeben sind sie von den Fahrzeugen ins Zelt zurückgekehrt. Die Panzer sind wieder einsatzbereit. Jeder von ihnen weiß, wie darum im Winterlager des Aufklärungszuges bei klirrendem Frost und knietiefem Schnee täglich gekämpft werden muß. Einer sorgt sich in diesen Tagen besonders um die Technik: Oberfeldwebel Horst Jung. Der schlanke, schwarzhaarige Kommandant ist immer und überall dabei, wenn es um vorbeugende Frostschutzmaßnahmen oder knifflige Arbeiten an den Fahrzeugen geht.

Braucht einer der SPW- oder Schwimmpanzerfahrer einen guten Rat, der Weg zu Horst Jung ist nie umsonst. Sie sehen in ihm den „nichtstrukturmäßigen TA" des Zuges.

Bevor Horst 1957 zur Volksarmee kam, war er Forstarbeiter im Thüringer Wald. Gerade diese Zeit mag ihn so geformt haben, wie ihn seine Genossen kennen: Er scheut keine Schwierigkeiten, geht ohne Umschweife an die Arbeit und führt sie zielstrebig zu Ende.

Also Panzersoldat mit Leib und Seele? Ja, und



Der Panzerkapitän

doch ... Anfangs fühlte Horst Jung durchaus keine Zuneigung zu den „Dicken". Er betrachtete sie eher mit einer gewissen Abneigung – seine Liebe gehörte der See. Bei der GST aktiver Seesportler – also klarer Kurs zur Volksmarine. Aber da ging was schief. Auf eine Flaschenpost kommt selten eine Antwort. Auf sein Gesuch nie. Die Realität hieß: Werde Panzersoldat. Horst brauchte lange Zeit, um seine Enttäuschung zu überwinden. Er wurde Panzerfahrer, aber lange noch hing er seinen Plänen nach. Erst als er zum Aufklärungszug, auf einen Schwimmpanzer kam, fühlte er sich zu Hause. „Hier konnte ich doch noch ‚Kapitän' eines ‚Schiffes' werden", kommentiert er lächelnd. Und man darf nicht verschweigen, daß Horst Jung ein guter „Kapitän" wurde – 1961 zeichnete der Minister sein Kollektiv als „Beste Panzerbesatzung des Militärbezirks" mit der Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Bronze aus.

Der Fahrer und der Ladeschütze der Besatzung gingen einige Monate später in die Reserve. Ein neues Kollektiv mußte geschaffen werden. Das kostete Horst Jung viel Mühe. Unteroffizier Scholz, sein „Steuermann", ist ein schwieriger Genosse. Er hat einen schwachen Willen und darüber hinaus einige Neigungen, die ihn mit der Disziplinarvorschrift in Konflikt brachten. Oberfeldwebel Jung hatte manche pädagogische Nuß zu knacken.

Bei der Wasserfahrschule, vor wenigen Wochen, hatte Scholz einen „schwarzen" Tag. Er kam und kam mit der Schaltung nicht zurecht. Mit jedem Versuch wurde er unsicherer. Schließlich stellte er resignierend den Motor ab. Was sollte der Kommandant tun? Vielleicht einen anderen Fahrer auf seinen Panzer nehmen? Das wäre das Einfachste gewesen. Horst Jung mußte sein Temperament zügeln, um nicht selbst dessen Platz einzunehmen. Scholz mußte es schaffen! „Motor anwerfen! Vorwärts!" Scholz begann die Fahrschulübung von neuem – und es ging. Das war eine der Willenskuren, die Oberfeldwebel Jung seinem Fahrer verschrieb.

Menschen zu führen, ist nicht leicht. Dabei reifen die Früchte langsam, aber sie reifen in der ganzen Besatzung. Gefreiter Kröber, der Ladeschütze, hat es gelernt, das Funkgerät zu bedienen. Als die SPW-Besatzungen eine umfangreiche Aufklärungsaufgabe zu lösen hatten, bat er den Zugführer, ihn vom Arbeitsdienst zu befreien, weil er die Übung mitfahren möchte. „Vielleicht sind meine Funkkenntnisse den jungen Kommandanten von Nutzen", bemerkte er dazu. Er meldete sich, obwohl er wußte, was diese zwölfstündige Übung bei 15 Grad minus von ihm verlangen würde.

Klug und umsichtig führt und erzieht Oberfeldwebel Jung seine Besatzung. Auch heute denkt er noch manchmal an die nie begonnene Seefahrt. Aber er liebt jetzt seine Waffe und steht fest auf seiner Kommandobrücke, dem Platz des Panzerkommandanten. Mit Energie und Initiative setzt er das in die Tat um, was der VI. Parteitag forderte: die Gefechtsbereitschaft ständig auf einem hohen Niveau zu halten.

Fred Haubert

Raketenflugzeuge - Bindeglieder zwischen Luftfahrt und Raumflug

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Entwicklung der angewandten Raketentechnik zeitigte in den letzten Jahren ihre aufsehenerregendsten Erfolge zweifellos im Einsatz großer Raketenantriebssysteme beim Transport von unbemannten und bemannten Raumflugkörpern in astronautische Freiflugbahnen. Charakteristisch für die dabei angewandte Verfahrenstechnik ist die Behandlung der beförderten Nutzmassen als praktisch reine Wurfkörper im astronautischen Sinne. Das heißt, die Nutzmassekörper erreichen und verlassen ihre Freiflugbahnen unter weitgehendem Verzicht auf einen bis zur Landephase mit dem Raumflugkörper verbundenen Hochleistungs-Eigenantrieb. Lediglich im Bereich der Abstiegsbahn kann die Mitwirkung aerodynamischer Kräfte zur Einflußnahme auf das Flugprogramm beitragen. Diese Verfahrensweise ist, wie ja auch die bisherigen bemannten Raumflüge gezeigt haben, für den angestrebten Zweck durchaus hinreichend.

Langstreckenflüge in Höhen von rund 40 km bei Geschwindigkeiten bis zu 15000 km/h erfolgen wahrscheinlich schon in den nächsten Jahren. Das schreibt der sowjetische Flugzeugkonstrukteur Artjom Mikojan in der sowjetischen Fachzeitschrift für Flugwesen und Kosmonautik.

Mit zunehmender Verfeinerung der Aufgaben bei bemannten Raumflügen im erdnahen Raum (Rendezvous- und Rückkehrmanöver mit größeren Raumflugeinheiten) wird jedoch die konstruktive Erweiterung des bemannten Nutzmassekörpers, zu einer im weitesten Sinne selbständig flugfähigen Einheit, zwangsläufig notwendig werden. So würden beispielsweise vorsätzliche Zielanflüge bestimmter Landebasen (Kosmodrom als Start- und Landeplatz beim gleichen Unternehmen!) aus beliebigen erdnahen Umlauf- oder Wartebahnen und zu ursprünglich nicht vorprogrammierten Zeitpunkten nur dann ausführbar sein, wenn der Raumflugkörper eben im weitesten Sinne ein Flugkörper ist. Die notwendigen zusätzlichen Einflüsse auf den Flugverlauf können aber nur dann ausgeübt werden, wenn das bemannte Gerät über einen entsprechend leistungsfähigen Eigenantrieb und über eine zweckentsprechende aerodynamische Gesamtkonstruktion verfügt. Mit diesen Grundforderungen kommt man dann zwangsläufig auf einen besonderen raketengetriebenen Flugkörpertyp, das Raketenflugzeug.

Wenn man heute gelegentlich von der Arbeit an Raketenflugzeugen liest, so muß man sich von der Vorstellung freimachen, daß es sich dabei allein um Entwicklungen handelt, die lediglich die Versuche fortsetzen, mit denen einige der ersten Raketenpioniere den Weg zur Raumfahrt beschreiten wollten; nämlich das von einer Piste startende normale Flugzeug durch einen besonderen Antrieb zu einem universellen Raumflugkörper weiter zu entwickeln. Dieser Weg würde aus energetischen Gründen kaum zu technisch vertretbaren Lösungen führen, da die erforderliche Gesamtantriebsleistung mit der Konstruktion eines flugzeugähnlich startenden Geräts praktisch unvereinbar ist. Mit anderen Worten, eigenstartfähige Raketenflugzeuge, die mit reinen Nutzmassen von mehreren Tonnen (Besatzung und wissenschaftliche Ausrüstung) astronautische Freiflugbahnen erreichen und weitreichende astronautische Programme erfüllen können, sind kaum denkbar. Im Grunde liefe das darauf hinaus, die bekannten gewaltigen Trägersysteme der bisherigen Raumfahrtexperimente in eigenstartfähige Flugzeuge umzuwandeln.

Das spezielle Interesse an eigenstartfähigen Raketenflugzeugen bleibt jedoch für einen anderen Anwendungsbereich durchaus erhalten. Im Bereich der militärischen Luftfahrttechnik gibt es Aufgaben, die den Einsatz von Flugzeugen mit Raketenantrieb sinnvoll erscheinen lassen, obwohl die reinen Kampfraketen zur Zeit schon eine dominierende Rolle übernommen haben. Gemeint ist die Aufgabe der Abwehr von Überschallbombern oder anderen Hochgeschwindigkeits-Flugkörpern. Der Vorteil des mit mehreren Kampfraketen ausgerü-

Fortsetzung Seite 61

Fliegerabwehrkanone M 51 »Skysweeper« USA



Taktisch-technische Daten

Gesamtmasse	8709 kg
Länge in Marschlage	7750 mm
Breite in Marschlage	2590 mm
Höhe in Marschlage	2160 mm
Kaliber	75 mm
Magazininhalt	11 Schuß
Kadenz	45 Schuß/Min.
Schußentfernung:	
gegen Luftziele	6500 m
gegen Erdziele	14000 m
Transportmittel	Zugmaschine

Die mittlere Flak M 51 ist wie alle Flak-Geschütze eine Universalwaffe, die sowohl gegen Luft-, als auch gegen Erd- und Seeziele eingesetzt werden kann. Sie gehört in der westdeutschen Armee zur Standardbewaffnung der Flak-Bataillone der Landstreitkräfte.

Bist du im Bilde?

Von den Haubitzen zur Flakartillerie haben wir diesmal gewechselt. So wollen wir einen Querschnitt über die Artilleriebewaffnung der NATO erhalten und dich, lieber Rätselfreund, etwas umfassender informieren. Nun aber genug der Vorrede, es geht los. Schau genau hin, nimm eine Postkarte zur Hand und vermerke die Nummern der Bildausschnitte darauf. Dann ab zur Post! Unsere Anschrift: Redaktion „Armee-Rundschau" Berlin-Treptow, Postfach 7986 Kennwort: „Bist du im Bilde?"
Der Einsendeschluß ist der 1. 4. 1963 (Datum des Poststempels). Durch das Los werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung 5 Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM, sowie als 4. und 5. Preis wertvolle Bücher aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 1/1963

Die richtige Lösung: Bild 3 und 7 zeigten die Haubitze „M 2".
Die Preisträger sind:
Wachtmeister Schröder aus Brandenburg 50,– DM,
Peter Kühn aus Crinitz/NL 20,– DM,
Maat E. Posmyk aus Stralsund 10,– DM,
Wilfried Reil aus Dresden A 16 1 Buch,
Dieter Meißner aus Bernburg/Saale 1 Buch.



1





3



4

5

6

7

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1963

TYPENBLATT

FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Kurzstrecken-Mehrzweckflugzeug AN-2, Sowjetunion

Taktisch-technische Daten

Spannweite	**14,23 m**
Länge	**11,33 m**
Höhe	**4,71 m**
Triebwerk	**7-Zyl.-Sternmotor Asch-2, 760 PS**
Fluggewicht	**4000 kp**
max. Geschwindigkeit	**300 km/h**
Reisegeschwindigkeit	**250 km/h**
Reichweite	**bis 1200 km**
Dienstgipfelhöhe	**8000 m**



Die AN-2 ist ein Ganzmetallflugzeug (verstrebter Doppeldecker) mit größerer oberer Tragfläche, das als Transport-, Sanitäts- und Verkehrsflugzeug Verwendung findet. Im Personenverkehr nimmt es bis zu 12 Personen auf. Als Transportflugzeug führt es 1400 kg Ladung mit.

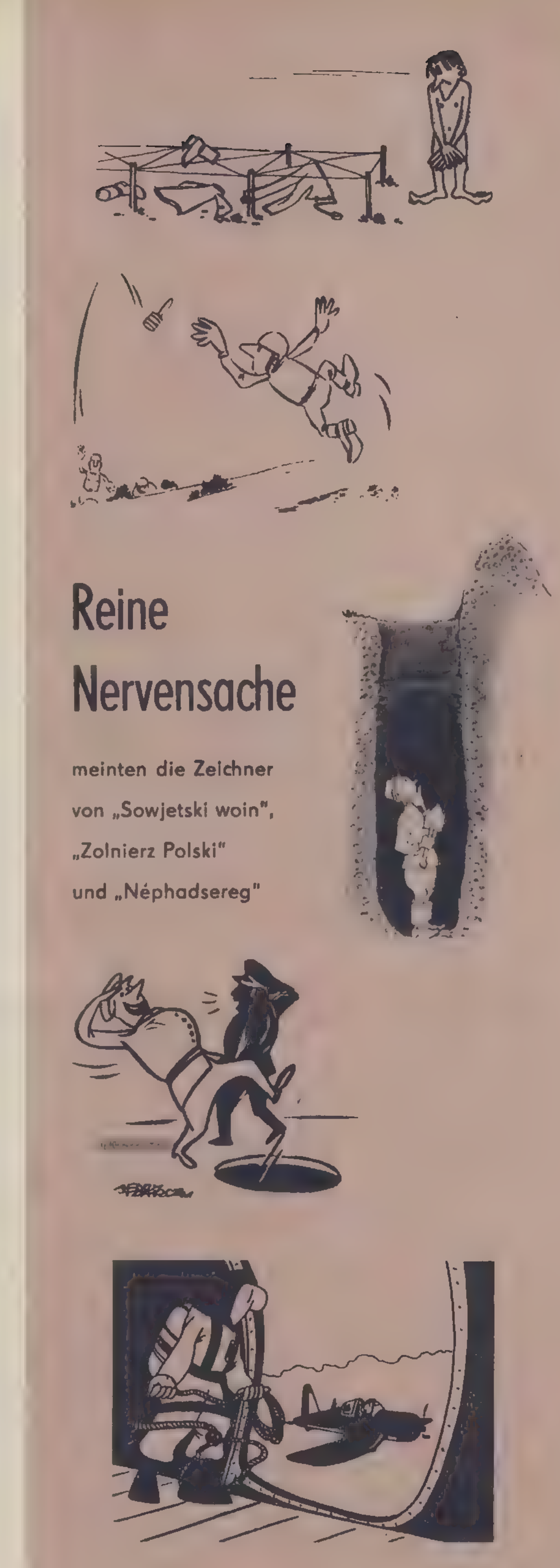
Fortsetzung von Seite 58

steten Raketenflugzeuges liegt dabei vor allem in der Möglichkeit, bei massierten Feindeinflügen eine bessere Zielanflugleitung für die eigentlichen Abwehrraketen vornehmen zu können. Daneben ist das Trägerflugzeug sozusagen eine gemeinsame und rückgewinnbare Startstufe für mehrere relativ einfache Kampfraketen. Erste Ansätze zur Entwicklung von Abfangjägern mit Raketenantrieb wurden bereits im zweiten Weltkrieg gemacht (Deutschland: Me 163 bis Ju 263, Bachem-Natter; Sowjetunion: B I, Maljutka, Typ 302). Die Nachteile von Abfangjägern mit reinem Raketenantrieb sind jedoch, trotz des Vorteils geringer Steigzeiten, relativ großer Einsatzhöhe und extremer Geschwindigkeit, durch die energieseitige Begrenztheit des Flugauftrages so groß, daß man ihnen kaum noch in der Konkurrenz mit bodenstartenden mehrstufigen Abwehrraketen eine aussichtsreiche Zukunft voraussagen kann. Zwischenlösungen, bei denen Raketentriebwerke als Zusatzantriebe für Abwehrjäger mit Luftstrahltriebwerk zum Einsatz kommen, vermögen ebenfalls nicht die wesentlichste Schwäche des Raketenantriebsprinzips – großer Treibstoffdurchsatz pro Schubeinheit – in ein weitgehend befriedigendes Verhältnis zu einem sinnvollen Flugprogramm bei militärischen Einsätzen zu bringen.

So weit man sich also heute noch um Raketenflugzeuge bemüht, geht es vornehmlich um einen Anwendungsbereich, bei dem das Interesse hauptsächlich den Zusammenhängen zwischen extremen Flugbereichen und -zuständen und den Landeeigenschaften dieses Flugkörpertyps gilt. Vom klassischen Flugzeugbegriff bleibt also praktisch nur noch eine Hälfte. Diese Konzeption setzt dann allerdings voraus, daß man als Ausweg für die mangelnde Eigenstartfähigkeit zusätzliche Trägersysteme einsetzen muß, die das Raketenflugzeug in seinen eigentlichen „Arbeitsbereich" befördern. Das Raketenflugzeug selbst wird dann zum im Bereich der Gesamtatmosphäre voll manövrierfähigen Raketengleiter, wie er, ebenfalls schon während des zweiten Weltkrieges, in Gestalt des Sängerschen Raketenbombers projektiert wurde. Als Trägersystem können dabei sowohl entsprechend leistungsfähige Flugzeuge mit Luftstrahltriebwerk als auch große Flüssigkeits- oder Feststoffraketen dienen.

So lange sich die Grundlagenforschung noch mit der Lösung der entscheidenden praktischen Aufgaben beschäftigen muß, ist es zwangsläufig günstiger, als Trägereinheiten Strahlflugzeuge zu verwenden (siehe den sowjetischen Film „An der Grenze des Unbekannten"). Hierbei muß man jedoch in Kauf nehmen, daß deren begrenzte Steigfähigkeit den Antrieb des Raketenflugzeuges immer noch unnötig mit Antriebsforderungen belastet, weil dessen Kraftflug schon nach dem Ausklinken in 10 bis 15 Kilometer Höhe beginnen

Fortsetzung auf Seite 70



Reine Nervensache

meinten die Zeichner von „Sowjetski woin", „Zolnierz Polski" und „Néphadsereg"

Traktor und Gewehr

Von Hauptmann Karl Wurzberger

Der Morgen, an dem die 1. Kompanie des Ausbildungsbataillons zum Schießen fuhr, war kalt und trüb. Es roch nach Schnee. Klaus Wegener schlug den Mantelkragen hoch und ruckte am Stahlhelm. „Menschenskinder, nimmt denn diese Fahrt überhaupt kein Ende! Und auf dem Kasten zieht's wie Hechtsuppe. Au...!" Er rückte die MPi gerade, deren Griffstück eben sein Knie unsanft berührt hatte. „Gottverdammich, sieht denn der Fahrer die Schlaglöcher nicht!" schimpfte er. „Das ist ja grausam!"

Unteroffizier Stelling lachte. „Zum richtigen Grenzer fehlt eben noch ein bißchen, mein Lieber. Trotzdem. Als Traktorist müßten Sie einiges gewöhnt sein."

„Beim Traktor kann man sich am Lenkrad festhalten. Ach, wenn ich nur dran denke wird's mir anders..." „Hast dich in ihn verliebt?" spottete Keller. „Quatschkopp! Du hast ja keine Ahnung von 'nem richtigen Hobel. Der hat geblitzt und geblinkt sag' ich dir. Ich möchte nur wissen, wie er jetzt aussieht."

„Er wird schon in Ordnung sein, Genosse Wegener", warf Stelling ein. „Wie groß ist eigentlich Ihre LPG?"

„Über 300 Hektar. Da ist was dran. Mitten in der Ernte waren wir, als ich weg mußte. Ach..." Er winkte ab.

„Und?" fragte Stelling.

„Rede nur", munterte ihn Keller auf, „das spukt ja schon alle vier Wochen in deinem Kopf rum!" „Weil's wahr ist!" platzte Klaus heraus. „Ich kloppe hier Griffe und lerne gehen, dabei stecken die Zuckerrüben noch im Dreck. Jeden Tag kann's Schnee geben, dann haben wir den Schlamassel. Was ist denn eigentlich wichtiger?"

Stelling sah ihn erstaunt an. „Beides ist wichtig, Genosse Wegener. Die Rüben müssen raus und die Grenze muß gesichert werden. Aber das erste ist nur möglich, wenn das zweite richtig gemacht wird. Oder nicht?"

Wegener winkte unwillig ab. „Ist mir ja klar, ich bin doch kein Blindgänger. Aber muß ich gerade zur Erntezeit weg? Im Frühjahr wäre ich sowieso gekommen. Und freiwillig! Ist es vielleicht schlecht, wenn ich gern an meine Genossenschaft denke?"

Keller lachte. „Du bist mir ein Brummer! Weißt genau, wie ich's meine. Daß du als guter Traktorist an deiner LPG hängst, ist ja klar. Und das ist auch gut so! Aber jetzt bist du Soldat und nützt ihr am meisten, wenn du so ein Grenzer wirst!" Er ballte die Faust. „Und ich glaube, wenn dir das erst richtig klar ist, kannst du noch mehr leisten!" Im gleichen Augenblick quietschten die Bremsen, der Wagen fuhr von der Straße und bog in den spärlichen Kiefernbestand ein. Für Sekunden sah Klaus eine rote Leuchtkugel am Himmel hängen.

„Fliegeralarm!!"

Wie die Wiesel sprangen die Soldaten über die Planke, flitzten auseinander und suchten Dekkung. Klaus lag mit schnellem Puls hinter einem Reisighaufen und sah zu seinem Gruppenführer hinüber.

Da! Hundert Meter weiter vorn ein grüner Signalstern. Noch ehe Unteroffizier Stelling ‚Gas' rief, hatte Klaus schon seine Schutzmaske aus der Tasche gezerrt und stülpte sie über.

Verflucht noch mal! Der Pfropfen steckte noch in der Filteröffnung! Als er ihn endlich heraus hatte, war sein Gesicht puterrot. Das darf mir nicht wieder passieren, dachte er. Im Ernstfall... Aha, es ging weiter. Exakt befolgte er die Führungszeichen Stellings. Gruppe sammeln, aufsitzen... Langsam setzten sich die Wagen in Bewegung. Klaus starrte schweigend vor sich hin und seine Gedanken kehrten zu dem verflossenen Gespräch zurück. Ich kann mehr leisten, hat Keller gesagt. Der spielt sich vielleicht auf! Ist doch sonst ein prima Kerl. Mache ich denn nicht genug? Quatsch... Und doch, etwas ist dran. Neulich, auf der Sturmbahn. Das war Spielerei für mich. Habe zwar eine gute Zeit erreicht, aber lange nicht das Letzte gegeben. Ja, auf der LPG war das was anderes. Mein Traktor. Da ging's um was! Dreimal Bester im Wettbewerb. Und Erika war stolz auf mich. Ach, die kleine Eri. Warum schreibt mir das Biest schon vierzehn Tage nicht? Ob sie...? Blödsinn, sie hat mich doch lieb. Wenn ich hier fertig bin, wird geheiratet... Klar soll ich mir werden, sagt der Keller. Na warte, du Tüte, dir werd' ich's zeigen. Heute noch, beim Schießen. Sollst die Augen verdrehen, alter Junge. Wenn mir das ein anderer gesagt hätte... Na, prost Mahlzeit. Aber Robert hat eigentlich immer recht...

Die Kompanie hatte den Schießstand erreicht. Klaus prägte sich jedes Wort des Schießbefehls genau ein und blickte verstohlen auf seine MPi. Wirst du mir auch keinen Streich spielen? Nimm dich zusammen, ich tu's auch. Wird schon klappen, ich kenn dich ja von innen und außen...

„Kompanie — wegtreten!"

Als die ersten Feuerstöße aus den Läufen fuhren, saß Klaus mit Robert Keller hinter der Ablauflinie und rauchte.

„Verdammt nochmal, wenn ich's nur schon hinter

mir hätte", sagte Robert und fingerte aufgeregt am Spanngriff der Waffe herum.

Klaus schmunzelte. „Wird schon schiefgehen, Alter."

„Spiel nicht den Überlegenen, Mann. Vom ersten Schießen hängt allerhand ab."

„Weiß ich. Aber Aufregung macht's auch nicht besser."

Stelling tauchte auf. „Soldat Keller, fertigmachen. Wegener, Sie schießen mit der nächsten Ablösung. Nehmt euch zusammen, Jungs!"

„Jetzt geht's los!" stöhnte Robert und sprang auf. „Ich drück dir den Daumen!" rief ihm Klaus nach, nahm seine Waffe und überprüfte noch einmal alles. Sie war in Ordnung, wie sollte es auch anders sein. Langsam ging er in Anschlag und visierte einen Stein an. Gut einziehen, einatmen, ausatmen, abdrücken ... Nein, die Mündung wackelt nicht. Hoffentlich auch dann nicht.

„Klaus! Ich habe erfüllt! Mit gut erfüllt! Mann!" Robert strahlte.

„Soldat Wegener, zur Ablauflinie!"

„Zu Befehl, Genosse Unteroffizier! — Gratuliere, alter Knochen. Fein!"

Dann lag er in der Stellung. Vorn stand die Ringscheibe. Ziemlich klein, man konnte sie mit dem Visier zudecken. Ihr galten die ersten drei Schuß.

„Feuer!"

Einatmen, ausatmen, ruhig durchziehen ... Es knallte hell und trocken. Klaus wurde ganz ruhig. So war das also. Der mußte sitzen und die anderen auch. Wäre doch gelacht. Schnell erst noch einen Blick in die Kiefernwipfel und dann raus mit den zwei Dingern ...

„Soldat Wegener Schießen beendet!"

„Entladen!"

Dann kam das Ergebnis. 27 Ringe! Das war ausgezeichnet; bis jetzt. Aber die Übung war noch nicht zu Ende. Vorn tauchten Mannscheiben auf, eine davon hatte er zu bekämpfen.

„Laden — Feuer!"

Langsam senkte sich der Lauf seiner Waffe ins Ziel. Aber die Scheibe glitt auf dem Korn hin und her, er konnte sie nicht richtig fassen. Verdammt nochmal, nun zitt're ich doch noch! schimpfte er in Gedanken und — riß durch. Die Geschosse rasten aus dem Lauf und fuhren weit vor der Scheibe in den Sand. Er sah es deutlich.

„Soldat Wegener, zu tief", hörte er die ruhige Stimme Stellings neben sich. „Gehen Sie auf Zielmitte!"

„Jawohl!"

Wenn ich jetzt vorbeihaue, nützen mir die 27 Ringe einen feuchten Staub, dachte er. Was hat Robert gesagt? Mehr leisten ... Verdammt ja, ich muß treffen. Wäre ja noch schöner. Einen Feuerstoß habe ich noch. Jetzt!

Als die Scheibe kippte, atmete er auf. Geschafft! Tiefe Freude ergriff ihn, seine Hand strich sanft über den Verschluß der Waffe. Gut haben wir das gemacht, wie?

„Soldat Wegener!"

Er fuhr aus seinen Gedanken.

„Entladen wurde befohlen. Haben Sie nicht gehört?" — „Jawohl!"

Kurz nach Mittag verhallten die letzten Feuerstöße, dann stand die Kompanie in Reih und Glied und stolz meldete der Kompaniechef dem Kommandeur des Bataillons die Erfüllung der Schulübung. Auch Klaus war stolz. Stolz darauf, daß er dazugehörte.

„Soldat Wegener, Soldat Jahn, vortreten!"

Au Backe, vor die Front. Hilft nichts, los.

„Kompanie — stillgestanden! Für ausgezeichnete Schießergebnisse werden Soldat Wegener und Soldat Jahn mit zwei Tagen Sonderurlaub belobigt. Rührt euch!"

Zwei Tage Urlaub ... Eri, Mädchen! Tag, hier bin ich. Freust du dich?

Dann erwiderte er den Händedruck und sah seinem Kommandeur in die Augen.

„Sie sind Traktorist, Soldat Wegener?"

„Jawohl, Genosse Major!"

„Und ein guter Traktorist, ich weiß. Einer, der seine Genossenschaft nicht vergißt. Ich habe Sie beim Schießen beobachtet. Sie lieben Ihre Waffe und wissen, für wen Sie so schießen. Ich gratuliere Ihnen, machen Sie weiter so!"

Als die Kompanie wegtrat, fand sich Klaus inmitten seiner Gruppe. Robert versetzte ihm einen derben Rippenstoß. „Fein gemacht! Ich glaube, bei dir ist heute der Groschen gefallen."

„Groschen gefallen? Wieso ..."

Robert lachte. „Wieso? Laß nur, wirst's schon noch begreifen."

Gerade als Klaus seinen Stiefeln den letzten

Illustration: Rudolf Grapentin



Schliff gab, erschien der Diensthabende. „Soldat Wegener, ins Besucherzimmer!"

„Jawohl!" Die Stiefel polterten in den Spind. Hurra, Besuch! Eri? Oder Vater? Nein — Eri!

Nichts wie hin. Heiliger Nußknacker, der Weg zum Stabsgebäude ist doch sonst nicht so lang. Na, endlich!

„Vater!"

„Junge, da bist du ja! Wie geht's dir. Gut schaust du aus!"

„Mir geht's prima, du siehst's ja. Und was macht ihr noch? Was ist mit Erika? Sie schreibt nicht . . ." Friedrich Wegener lächelte. „Alles gut. Sie hat mir ein paar Zeilen mitgegeben."

„Das sagst du jetzt erst? Menschenskind, nee!" Ja, das waren sie, die etwas linkischen Schriftzüge Erikas. ‚Mein lieber Klaus', schreibt sie. Ach, Mädel . . .

Für Minuten fiel kein Wort und Friedrich Wegener lächelte immer noch ein wenig versonnen. Ja, die Liebe. Was hat ein Vater schon Wichtiges zu sagen, wenn der Junge einen Brief von seinem Mädel in den Händen hat. Und wie er die Zeilen verschlingt . . . Als Klaus den Brief vorsichtig faltete und in die Tasche steckte, waren seine Augen heller. „Erzähl doch, Vater. Habt ihr die Rüben raus?" — „Wäre ich sonst hier, Junge? Wir haben eine neue Kombine gekauft. Das flutscht nur so, sage ich dir. Und dann waren Soldaten bei uns. Vierzehn Tage. Gearbeitet haben die, als ob's um ihr Eigenes ging. Feine Jungs." Klaus nickte und lächelte.

„Es ist ja ihr Eigenes! Und was macht mein Traktor? Wer hat ihn jetzt?"

Wegener wiegte den Kopf. „Dachte ich mir doch, daß du danach fragst. Eigentlich soll ich's dir ja nicht verraten, aber erfahren tust du's doch noch. Die Erika hat die Prüfung gemacht! Sie fährt ihn jetzt."

Klaus staunte. „Eri? Das ist doch . . . Sie schreibt ja gar nichts davon? Und?"

„Und? Sie macht's gut."

„Mir bleibt die Spucke weg. Ist das ein verrücktes Luder. Na, wenn ich . . ." Er brach mitten im Satz ab und sprang auf, denn der Kommandeur stand in der Tür. Auch Wegener stand auf.

Der Kommandeur trat lächelnd näher. „Herr Wegener?"

„Ja. Der Vater von Klaus."

„Guten Tag. Da sind Sie ja gerade zur rechten Zeit gekommen, um unserem Meisterschützen zu gratulieren. Major Richter." Er drückte ihm die Hand. „Bitte nehmen Sie doch Platz."

„Was denn, wie meinen Sie das?"

„Ja — hat er Ihnen denn nicht erzählt? Er hat heute ausgezeichnet geschossen und zwei Tage Sonderurlaub erhalten!"

Wegener schluckte. „Und das muß ich von deinem Vorgesetzten erfahren? Du Schlingel! Eine hinter die Ohren gehört dir! Mit so etwas hält man nicht hinter dem Berg, kapiert? Immerhin, ich gratuliere dir, Junge."

„Danke schön."

„Ja, Urlaub", Wegener wandte sich an Richter. „Kann er denn da nicht — ich meine. . . ."

Major Richter lächelte. „Sie meinen, ob er nicht gleich mitkommen kann? Eigentlich sollten die zwei Tage mit dem ersten terminmäßigen Urlaub genommen werden. Wie weit haben Sie's denn nach Hause?"

„Zwei Fahrtstunden."

„Hm. Das ist nicht viel. Wann fährt ihr Zug?"

„In einer Stunde."

Richter überlegte. „Gut. Schaffen Sie das noch, Genosse Soldat?"

Klaus strahlte. „Klar, Genosse Major!"

„Dann machen Sie schnell, lassen Sie sich einen Urlaubsschein ausstellen. Dienstag zum Dienst sind Sie zurück."

„Zu Befehl, Genosse Major!" Dann war er draußen.

„Sie können stolz auf Ihren Jungen sein. Er ist ein guter Soldat", sagte Richter zu Wegener. „Er hängt auch an seiner Genossenschaft und macht sich Sorgen."

Wegener nickte nachdenklich. Jaja. Wir haben viel durchgemacht und er war von Anfang an mit dabei. Es war nicht immer so wie jetzt. Klaus war lange ein Querkopf, das können Sie mir glauben. Ich war in Sorge, ob alles gut geht, wenn er Soldat wird. Er liebt seinen Beruf, wissen Sie. Und geschimpft hat er wie ein Rohrspatz, als er wegmußte. Wegen der Ernte. Na, nun ist's ja in Ordnung."

„Sie brauchen sich keine Sorgen machen, Kollege Wegener. Es ist ein gutes Zeugnis für Ihre Genossenschaft, wenn sie der Junge schätzt und liebt. Was kann unsere Verbundenheit besser zeigen, als das. Sehen Sie: Traktor und Gewehr, beides sind Waffen für unseren Aufbau. Und ich glaube, das hat Ihr Junge heute begriffen."

Klaus trat ein. „Genosse Major, Soldat Wegener meldet sich zurück!"

Richter stand auf. „Also — dann guten Urlaub. Haben Sie ein Mädel zu Hause?"

Klaus wurde rot. „Ja, klar . . ."

„Grüßen Sie sie von mir. Auch Ihre Arbeitskollegen. Und vertreten Sie Ihre Einheit würdig im ersten Urlaub!" Er lachte. „Im Sonderurlaub, Genosse Soldat!"

„Jawohl, Genosse Major!"

„Auf Wiedersehen, Kollege Wegener. Es freut mich, daß ich Sie kennengelernt habe."

Major Richter sah den beiden nach, wie sie nebeneinander gingen, der Genossenschaftsbauer und der Soldat.

Da trat ein junger Leutnant zu ihm. „Genosse Major!" — „Bitte?"

„Die Soldaten meines Zuges warten auf Sie. Sie wollten doch aus dem Leben unseres Grenzregiments erzählen."

„. . . Ach ja, die Jungs warten auf mich. Und ich stehe hier herum, hätte es fast vergessen . . ." Er sah den Leutnant an. „Haben Sie die beiden eben gesehen?"

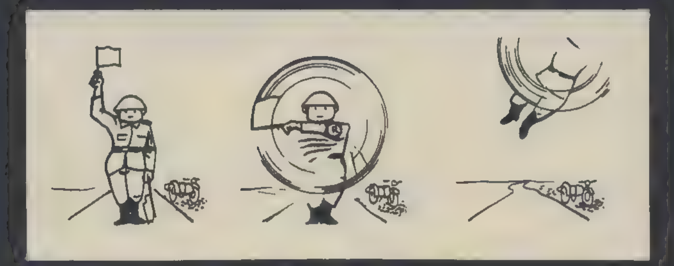
„Wie? Nein . . ."

Richter lächelte. „Schon gut. Ich danke Ihnen, Genosse Leutnant. Sagen Sie den Jungs, ich komme gleich . . ."



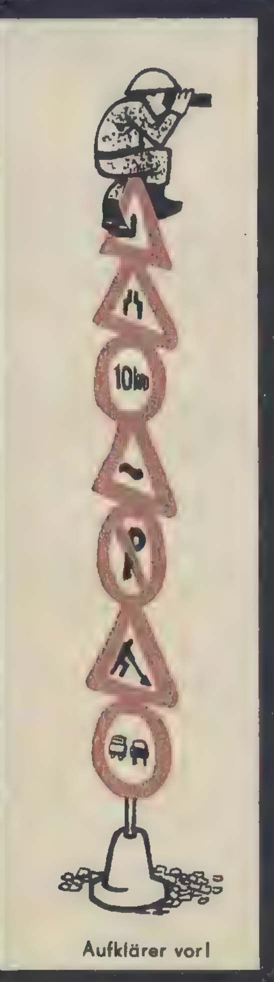
„Flotte Fahrt gewesen, was?“



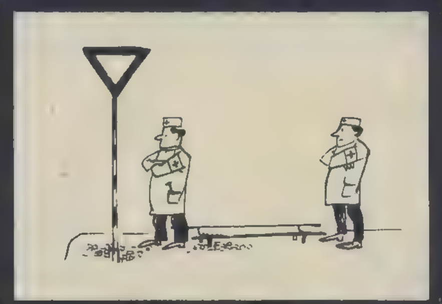


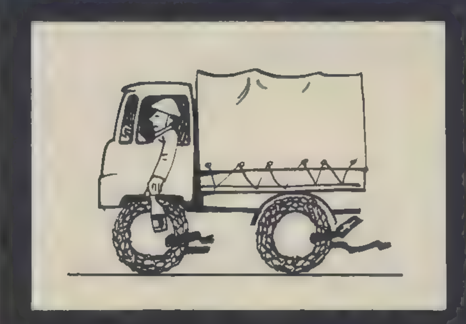
Unser Zeichner Gerhard Lahr,
Gefreiter der Reserve,
war Regulierer.
Er empfiehlt:

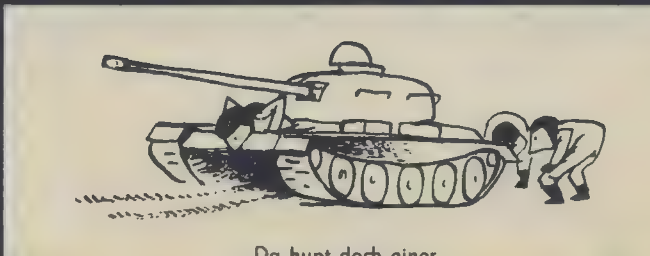
Nimm's Gas weg!



Aufklärer vor!







Da hupt doch einer



Der „Gegner" hat einen Geländeabschnitt mit chemischen Kampfmitteln „vergiftet", um den Vormarsch der Truppe aufzuhalten. Doch an dieser Stelle und in näherem Umkreis reagiert der Kampfstoffanzeiger negativ. Also kann hier . . .

. . . der Arbeitsplatz einer Spezialeinheit eingerichtet werden, die das Gelände wieder zu entgiften hat. Zuerst wird eine Grube ausgehoben, in die eine wasserdichte Plane kommt, die am Rand durch Zeltheringe vor dem Verrutschen gesichert wird. (links unten)

»Gasalarm!«



Als am 22. April 1915 bei Ypern der Schrei „Gasalarm!" ertönte, war er ein Schreckensruf, der die französischen und britischen Soldaten, die den kaiserlichen deutschen Truppen gegenüberlagen, völlig überraschte. Das Ergebnis: 15 000 Vergiftungen, davon 5000 tödliche.

Mit in Fixiersalzlösung getauchten Mullläppchen versuchte man dann zunächst der vernichtenden Wirkung von chemischen Kampfstoffen zu begegnen.

Im Juni 1925 wurde laut Genfer Protokoll die Anwendung von chemischen Kampfmitteln verboten, was einige NATO-Staaten jedoch nicht daran hindert, sie für den militärischen Einsatz vorzusehen. Doch heutzutage sind wir nicht mehr auf Mulläppchen und primitive Schutzmasken angewiesen, um chemischen Angriffen zu begegnen. Die sozialistischen Armeen verfügen über hochentwickelte Schutzmittel und Schutzmethoden. Dazu gehört auch der Einsatz von Spezialeinheiten.

Bei einer
Sanitätseinheit
der
Polnischen Volksarmee
fotografiert
von St. Syndeman



Kraft und Geschicklichkeit gehören schon dazu, solch ein Faß mit Chlorkalk möglichst schnell in die Grube zu entleeren.

Gleich ist die Entgiftungslösung fertig; dann kann dem vergifteten Gelände wirksam zu Leibe gegangen werden.

NACH DIENST in der BASTELECKE

Rakete mit Wasserantrieb

(Fortsetzung und Schluß)

Wir waren mit dem Bau unserer Rakete bis zum Einsetzen des Kernstückes mit der Ventilöffnung gelangt. Heute wollen wir unsere Arbeit wieder anpacken und weitermachen. Als nächstes bauen wir nun die Startrampe für die Rakete (1). Eine Holzfläche von ungefähr 12 x 12 cm Größe erhält ein Fahrradventil einmontiert, dessen Ventilgummi durch das Röhrchen des Bodenstückes in das Innere der Rakete hineinragt.

Das Einsteckstück des Ventils führen wir in eine Pumpe ein. Der Starttisch erhält Rundstäbe als Füße, welche im Brett verkeilt werden.

Da die Rakete ja eine Höhe von ungefähr 20 m erreicht, kann ein „Raumstart" nicht erfolgen. Darum sollten die Füße noch eine Stabilisierungsfläche erhalten (3).

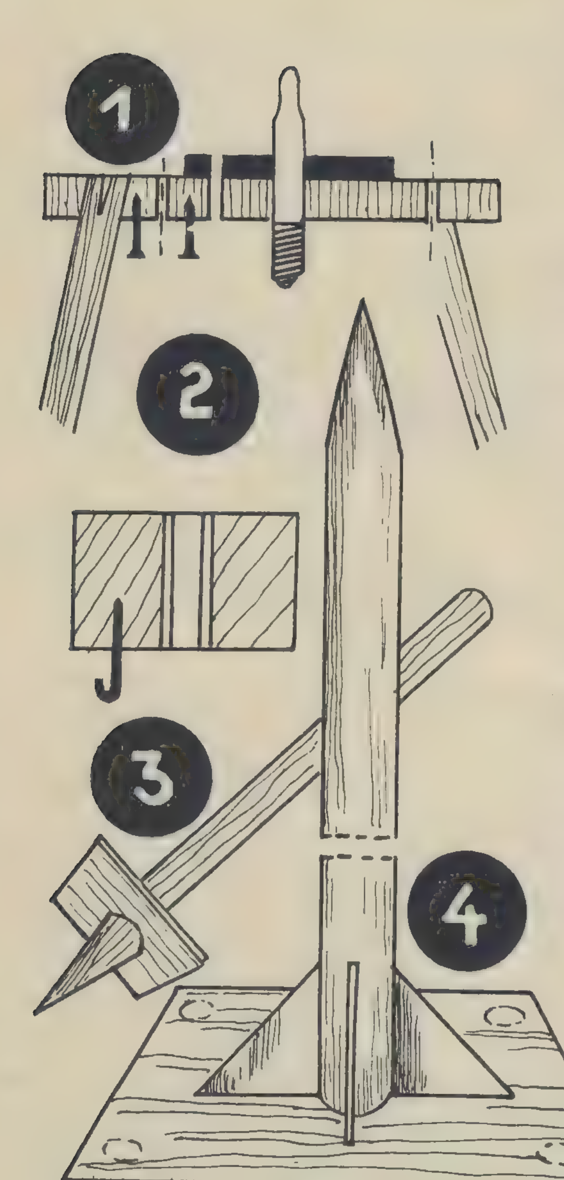
Für die Befestigung der Rakete am Starttisch (weil man ja beim Aufpumpen das Projektil nicht halten kann) ergibt sich folgende brauchbare Lösung:

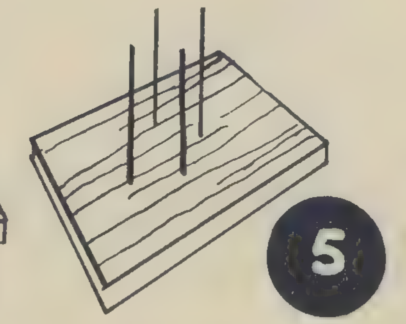
Wir ziehen durch den Haken am Bodenverschluß der Rakete (2) einen Faden, der durch die Öffnung der Startfläche läuft und knüpfen ihn an den zwei Nägeln, die durch die Unterfläche eingeschlagen wurden, fest.

Jetzt wollen wir einen Probestart versuchen. Mit einem Trichter füllen wir durch den Bodenverschluß die Rakete zu einem Drittel mit Wasser auf. Wir schließen die Öffnung mit dem Finger, setzen sie vorsichtig auf das Ventil und ziehen mit dem Faden den Körper fest an (4).

Nun wird die Rakete aufgepumpt. An dem Faden befestigen wir eine Lunte, welche, angezündet, den Faden durchbrennt und die Rakete hochschnellen läßt.

Wenn die Rakete während des Fluges taumelt, so setzen wir Drahtstäbe in die Startfläche ein, welche eine Führung gewährleisten (5).





Kleine Kniffe

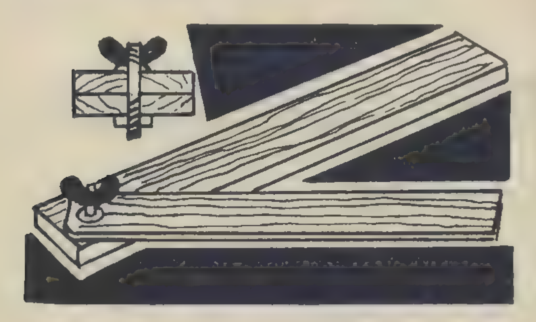
GEWINDE IN DÜNNES BLECH SCHNEIDEN ist nicht schwer, wenn man das Bohrloch mit einem Stahlstift auf weicher Unterlage in das Blech schlägt. Es entsteht kein glatter Durchschlag, sondern das Blech wird aufgebogen. Jetzt läßt sich das Gewinde gut schneiden.

FEILEN in deren Hieb sich Aluminiumspäne, Lötzinn oder Blei festgesetzt haben wäscht man in heißer Natronlauge und bürstet sie danach aus. So erhält man einen sauberen Feilenhieb.

EINGEROSTETE SCHRAUBEN lassen sich mühelos aus Metallteilen herausdrehen, wenn man das Werkstück mit dem Lötkolben oder auf eine andere Weise erwärmt.

UM EIN AUSREISSEN DER LÖCHER IN HOLZ oder anderen weichen Werkstoffen beim Durchbruch des Bohrers zu verhindern, soll das Werkstück immer auf einer weichen Unterlage (Sperrholz, Preßspan u. a.) liegen.

ZUM ANREISSEN VON SCHRÄGEN RISSEN kann man sich folgendes Handwerkszeug bauen. Zwei Leisten, ungefähr 300 x 35 x 12 mm, werden durch eine Schraube mit Flügelmutter verbunden. Die untere Leiste ist der Anschlag, und mit der oberen Leiste wird die Schräge (Winkel) eingestellt. Natürlich müssen die Kanten winklig sein.



DAMIT HOLZLEISTEN beim Nageln an den Enden nicht spalten, klemmt man sie in eine Schraubzwinge. Vor dem Einschlagen empfiehlt es sich, den Nagel anzufeuchten. Das sollte man übrigens stets tun.

KLEINE NÄGEL, die schlecht zwischen den Fingern gehalten werden können, schlägt man leicht ein, wenn man ein wenig Kitt oder Knete auf das Werkstück drückt und dort den Nagel einsticht. Diese Methode ergänzt die in Heft 2/63 dargelegte (siehe „Kleine Kniffe").

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1

2



3

Das FOTO für Sie 3/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Fortsetzung von Seite 61

muß. Je nach dem speziellen Auftrag dieser Forschungsflugzeuge besteht der Kraftflug aus einer oder mehreren Antriebsphasen, bei denen es entweder in eine vorgesehene Arbeitshöhe eingeflogen wird, um dort reine Geschwindigkeitstests oder Triebwerkfunktionsprüfungen auszuführen, oder man bringt es im reinen Steigflug auf eine bestimmte „Brennschlußgeschwindigkeit". Die sich an dieses Flugmanöver anschließende Freiflugkurve ist Teil einer Ellipse, deren Brennpunkt im Massemittelpunkt der Erde liegt, und deren Gipfelhöhe von Brennschlußgeschwindigkeit und Steigwinkel abhängig ist. Das Raketenflugzeug verwandelt sich dann also in einen ballistischen Wurfkörper mit einem mehrere Minuten lang anhaltenden Effekt der Schwerelosigkeit. In diesem Arbeitsbereich werden somit die ersten Analogieverbindungen zur Raumflugtechnik sichtbar.

Die Abstiegsphase der Raketenforschungsflugzeuge kann entweder als glatt in die dichteren Schichten der Erdatmosphäre zurückführende Eintauchbahn angelegt werden oder, unter Ausnutzung aerodynamischer Effekte, eine mehr oder weniger gestreckte Gleitflugbahn ergeben. In Abhängigkeit von den extremen Gipfelhöhen der durchflogenen Bahnen (das amerikanische Forschungsflugzeug X-15 z. B. erreichte im Juli 1962 annähernd 100 km, Eintauchwinkel 23°) erhält man Eintauchgeschwindigkeiten, die ebenso wie die bei reinen Geschwindigkeitstests erzielten Hyperschallgeschwindigkeiten (X-15 im Juni 1962: 6654 km/h) zu den gleichen oder ähnlichen konstruktiven Forderungen führen wie bei den bemannten Rückkehrkörpern (Raumschiffen, Raumkapseln) der Raumflugtechnik. Die auftretenden enormen aerodynamischen Aufheizungen fordern sozusagen die Konstruktion fliegender „Kühlschränke".

Im Prinzip kann dieses Problem heute schon als gelöst angesehen werden. Zumindest seitens der sowjetischen Raketen- und Raumfahrtspezialisten, wie die Serienerfolge mit den Wostok-Raumschiffen beweisen. Die Kühlungssysteme amerikanischer Höchstgeschwindigkeitsflugkörper bereiten den Konstrukteuren dagegen immer wieder neue unerwartete Schwierigkeiten. Sicher darf man annehmen, daß ein großer Teil der beim Bau der Wostok-Raumschiffe zur Anwendung gekommenen Lösungen einem umfassenden Forschungsprogramm zu verdanken war, in dem nicht zuletzt der Einsatz von Raketenforschungsflugzeugen eine wesentliche Rolle spielte. Die erste Pistenlandung eines bemannten Raumschiffes wird schließlich auch für den Nichtfachkundigen erkennbar werden lassen, daß die Arbeit mit Raketenflugzeugen ganz allgemein einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung der bemannten Raumfahrt geleistet hat, und daß damit zugleich ein bedeutsames Bindeglied zwischen Luftfahrt und Weltraumflug geschaffen wurde.


Angelika
Als ich dich sah,
Angelika,
warst du mir gleich vertraut.
Du bist mir nah,
Angelika,
als wärst du meine Braut.
Allein dein Bild
macht mich schon wild,
wenn ich dich so betrachte . . .
Gestatte mir,
daß ich dich hier
auf Lebenszeiten pachte!

Die richtige Masche

Das Gemurmel im Raum verstummt. Der FDJ-Sekretär der Kompanie, Hauptfeldwebel Eulitz, tritt ans Rednerpult und gibt den Rechenschaftsbericht der FDJ-Leitung. Doch Feldwebel Grossert, der Funktruppführer in einer der vorderen Bankreihen, hört nur mit einem Ohr hin. Seine Gedanken kreisen immer wieder um den Wettbewerb. Der wird in der Kompanie nur mit scharf gespitztem Bleistift, auf dem Papier, geführt. Gibt es aber einen täglichen Kampf um die Erfüllung des Ausbildungsprogramms? Nur in seinem Trupp. Aber woanders kaum. Das muß sich ändern. Aus seiner Meinung hatte er in den letzten Wochen keinen Hehl gemacht. Aber fast überall stieß er auf Unverständnis. Das ärgerte ihn. Nun sitzt er hier in der Berichtswahlversammlung. Heute wird er sich Luft schaffen. Das hat er sich fest vorgenommen.

Die Stirn in Falten gezogen, sitzt der Feldwebel da und sinnt. Der Bericht rauscht an seinem Ohr vorüber. Viel Gerede. Uninteressant! Mich bewegen ganz andere Dinge. Wie kam eigentlich die ganze Geschichte?

Da war zunächst das Kampfprogramm des Trupps. Ein gutes Programm. Wir beschlossen es noch während des VI. Parteitages. „Bester Trupp des Bataillons" wollen wir werden. Ist das nichts? Alle loben es. Aber warum versteht nur keiner, wie wir es erfüllen wollen? Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man sieht, wie Kuske und Zirnstein, die zwei Neuen, um höhere Ausbildungsergebnisse ringen. Ist das bei anderen Genossen auch so selbstverständlich? Nur bei wenigen. Oder wenn sie sich abends nach den Q-Gruppen abfragen, oder sich beim Betriebsdienst in der Station kameradschaftlich helfen. Wie haben sie verständnislos geguckt, als ich eines Tages die Nummernschildchen von den Schaltern abgemacht hatte. Als sie dann trotzdem die Station selbständig betriebsbereit gemacht hatten, freuten sie sich wie Schneekönige.

Da, schon wieder Zahlen. Als wäre der Wettbewerb eine Mathematikaufgabe. Aber von wirklich meßbaren Ergebnissen und von den Methoden in der Gefechtsausbildung ist im Bericht kaum die Rede.

Da ist unser Wettbewerb mit dem Trupp von Unteroffizier Kennecke etwas ganz anderes. Da gibt es auch Zahlen, aber andere. Da geht es um schnellere Betriebsbereitschaft, um höhere Leistungen im Hören und Geben. Anfangs wollte Kennecke zwar nicht anbeißen. Ungleiche Voraussetzungen, sagte er, weil ich zwei Neue im Trupp habe, er dagegen nur erfahrene Funker. Gerade das will ich doch, damit er meinen Trupp nachzieht. Jetzt läuft die Sache ganz gut. Was er neulich dem Girschick, meinem Kraftfahrer, über die Wartung des Wagens sagte, war ganz in Ordnung. Dafür habe ich dann seinen „erfahrenen" Funkern einiges am Fernschreiber beigebracht, was Kennecke versäumt hatte. So ergänzen wir uns gegenseitig, fühlen uns für beide Trupps verantwortlich. Das ist die richtige Masche. Nicht umsonst stehen unsere Trupps in der Kompanie an der Spitze.

Aber daß der Kompaniechef noch nicht versteht, was ich will? Das ist mir unbegreiflich. Ich will doch den anderen Truppführern nur meine Methoden erklären, damit auch sie erfolgreicher arbeiten. Mehr nicht. Lernt von Grossert, sagt er. Aber was? Das sagt er nicht. Nach wie vor stehe ich allein auf weiter Flur, von Kennecke abgesehen. Die anderen Truppführer frozzeln nur blöde herum. Streber und so. Dabei will ich ihnen doch nur helfen. Spreche ich sie an, tun sie als wüßten sie schon alles. In Wirklichkeit sind sie zu bequem, ihren alten Trott abzulegen.

Und Leutnant Bittdorf, der Zugführer? Er hebt mich auch nur in den Himmel. Aber helfen tut er mir auch nicht, unsere Erfahrungen an den Mann zu bringen. Es wäre ein langer Prozeß, bis alle Truppführer ihre Arbeitsweise umstellen würden, sagt er. Das stimmt. Aber kann man denn diesen Prozeß nicht beschleunigen? Einmal muß man doch damit beginnen.

Hm! Ein kleines Lächeln huscht über das spitze Jungengesicht des Feldwebels. Interessant war es, als wir vom Bestenempfang bei Generalmajor Ernst zurückkehrten. Dort hatte ich offen auf den Tisch gepackt, was mich bedrückt. Der General hat mich besser verstanden als alle anderen. Er nannte mich einen kleinen Hennecke. Das ging durch die Kompanie, durchs ganze Bataillon. Aber daß der General noch in unser Trupptagebuch schrieb, wir sollten die Erfahrungen auf alle Kompanien ausdehnen, darüber sprach keiner. Soviel Unverständnis! Das ärgert mich am meisten.

Ist denn der Rechenschaftsbericht noch nicht zu Ende? Aha, der FDJ-Sekretär ist schon bei den nächsten Aufgaben. Ständig hohen Ausbildungsstand sichern. Das ist richtig. Aber wie? Kein Wort darüber. Anscheinend genügt es den Genossen, daß unsere Kompanie im Bataillon an der Spitze liegt. Anerkannt, der Sprung vom 4. auf den 1. Platz zum VI. Parteitag, das war schon was. Aber nun müssen wir doch erst recht mehr tun, damit uns die anderen nicht einholen.

Da wird Feldwebel Grossert aus seinen Gedanken gerissen. Er horcht auf, ist plötzlich hellwach. Sein Name war gefallen. Im Entschließungsentwurf, der gerade verlesen wird. Wie war das?



„Setzen Sie diesen Spruch ab." Feldwebel Grossert (rechts) und Soldat Zirnstein beim Betriebsdienst in ihrer Station. Der Ehrgeiz des Truppführers spornt auch seine Soldaten an.

Alle arbeiten nach dem Beispiel des Trupps Grossert? Nanu, durchfährt es ihn. Hat etwa die FDJ-Leitung mein Bestreben aufgegriffen? Kein Zweifel, es war kein Hörfehler. Wie wird es jetzt weitergehen?

Soldat Reimann eröffnet die Diskussion. Er spricht über das sozialistische Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Viele richtige Worte, denkt der Feldwebel. In meinem Trupp vertraut einer dem anderen. Würden meine Genossen so energisch um die Erfüllung unseres Kampfprogramms kämpfen, wenn sie sich nicht aufeinander verlassen könnten? Auch mir vertrauen sie. „Alle für einen, einer für alle", lautet unsere Losung. Soldat Reimann hat das erkannt. Er unterstützt uns. Jawohl, wir FDJ-Mitglieder kämpfen dafür, überall solch ein enges Vertrauensverhältnis herzustellen. Recht so, Genosse Reimann! Hast mich verstanden.

Aber nun wird's Zeit, daß ich auch spreche, geht es Feldwebel Grossert durch den Kopf. Doch erst mal hören, was Unteroffizier Schubert sagt. Er springt gleich mitten ins Thema Wettbewerb. Prima! Der 3. Zug macht mit. Er hat den Trupp Wiegand herausgefordert. „Nun müssen wir von Feldwebel Grossert noch lernen, wie er den Wettbewerb führt."

Endlich! Grossert möchte es laut hinausschreien. Ihm ist, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Das sollst du haben, Schubert. Kaum ist der Unteroffizier fertig, wirft Grossert seine Hand hoch. Er kommt dran. Freudig erregt tritt er ans Rednerpult.

„Mir geht es vor allem darum, wie wir die Beschlüsse des VI. Parteitages besser und schneller erfüllen können. Wie sah die Führung des Wettbewerbes bei uns bisher aus?" Wie Sekt sprudelt es nun aus ihm hervor. Leidenschaftlich verurteilt er Papier und gespitzte Bleistifte. An Beispielen legt er dar, wie er in seinem Trupp die Probleme anpackt. Gegenseitige Hilfe, Offenheit und Vertrauen zueinander, Disziplin und Ordnung, ständiges Streben nach höheren Leistungen — das ist bei uns gang und gäbe. Lebhaft muß es im Wettbewerb zugehen. Kommen wir in der täglichen Ausbildung nicht schneller voran, wenn wir unsere Soldaten zu selbständigem Denken und bewußtem Handeln erziehen? Jawohl, aber dann dürfen wir nicht mehr nach Schema F arbeiten. Von nichts kommt nichts.

Beifallklatschen. Die FDJ-Mitglieder stimmen ihm zu. Jetzt hat er sich alles von der Leber geredet. Als er sich hinsetzt, meint man ein deutliches Aufatmen zu hören. Sofort konzentriert er sich auf die nächsten Diskussionsredner. Ob auch der Kompaniechef spricht? Oder einer der Zugführer?

Leutnant Bittdorf meldet sich. Wird er mich jetzt auch noch zur Geduld ermahnen? Nein. Er gesteht seinen Irrtum ein. Auch ihm geht es jetzt nicht schnell genug. Jawohl, mit einer Aussprache aller Truppführer müssen wir beginnen. Ein guter Vorschlag..

„Das wird die FDJ-Leitung in die Hände nehmen", sagt Hauptfeldwebel Eulitz, der wiedergewählte FDJ-Sekretär, nach Schluß der Versammlung auf dem Wege zur Unterkunft zu Feldwebel Grossert. „Nun sage ja nicht mehr, du würdest alleine stehen", fügt er hinzu.

„Jetzt habe ich dazu keinen Grund mehr", antwortet Feldwebel Grossert lachend. Nur noch wenige Schritte, dann verschwindet er in der Stube seiner Soldaten. „Mal sehen, was sie heute abend wieder treiben."

R. Dressel

Von einem der auszog, ein Talent zu besuchen

Erlebt und notiert von Hauptmann W. Seiffert

„Euch Presseleute interessieren immer nur die großen Ereignisse", hatte mir mein Freund, Leutnant Heinz Kauffmann, vorgeworfen. „Als uns Genosse Chruschtschow während des Parteitages in der Kaserne besuchte, da seid ihr euch gegenseitig auf die Füße getrampelt. Was bei uns so im Verborgenen blüht und nicht gleich eine fette Schlagzeile einbringt, interessiert euch weniger. Ich hab' da in meiner Kompanie ein echtes Talent, das zehn Stühle auf dem Kinn zu balancieren versteht. Wär' das nichts fürs Soldatenmagazin?"

„Das wäre schon was", mußte ich zugestehen, und zwecks Selbstkritik ließ ich mich's ein paar Doppelte kosten.

An einem Januartag, mit einem Dienstauftrag in der Tasche, mach' ich mich dann auf den Weg zu den Grenzern in der Berliner Geschwister-Scholl-Straße, um das Talent zu interviewen.

„Der Kompaniechef ist in Urlaub – und unser Jongleur? Das ist Soldat Fürstenberg, zweite Tür links, Zimmer 242", sagt mir der Hauptfeldwebel.

In der 242, vormittags um 11 Uhr, schlafende Soldaten und ein strafender Blick aus Doppelstockposition. Scher dich zum ... Zum Hauptfeldwebel zurückzugehen, scheint mir wirklich am klügsten. Höflich entschuldigt er seine Fehlinformation: „Wir leben in Dritteln, da bringt man leicht etwas durcheinander. Meier steht am Brandenburger Tor, Müller ist in Bereitschaft und Schulze im Bett. Zwischendurch Ausbildung, manchmal auch Freizeit."

Adieu, Kurzinterview. Ich bin enttäuscht. Weiß man denn, wie lange so ein Soldat nach acht Stunden Grenzdienst schläft? Und dann wieder: Wache, Bereitschaft, manchmal auch Freizeit.

„Warten Sie bis um zwölf", rät mir der Hauptfeldwebel. „Um zwölf ist Chorprobe. Wenn Sie Glück haben ..."

... Dann bringe ich anstelle eines Kurzinterviews sogar eine Kulturreportage in die Redaktion, mit einem singenden Jongleur als zentrale Figur.

Meine Neugier ist geweckt. „Wird denn der Chor noch leben, wenn ich zwei Monate später über ihn berichte?" frage ich argwöhnisch. „Ich habe mit Chören so meine Erfahrung." – „Dafür garantiert Ihnen zweierlei", entgegnet der Hauptfeldwebel entschieden. „Der Chor ist in unserem Kulturperspektivplan für das Jahr 1963 eingetragen, und alles, was da drin steht, wird streng kontrolliert. Zweitens haben wir als Chorleiter einen Kollegen aus dem Chor des Metropoltheaters. Er fühlt sich sehr wohl in unserer Gemeinschaft. Wenn er sich einmal was vorgenommen hat, dann setzt er's auch durch, ohne Rücksicht auf Verluste."

Diesen Argumenten ist nicht zu widersprechen, und so notiere ich, was mir mein Gesprächspartner, nicht ohne Begeisterung, zu erzählen weiß:

„Während eines Kulturausscheides im vergangenen Jahr hatten wir uns mit dem Kanon ‚Himmel und Erde' aus der Affäre gezogen. Weil es klappte, beschlossen wir zusammenzubleiben. Zur Weihnachtsfeier mit den Angestellten vom HO-Warenhaus am Alex stand die Truppe dann wie ein Mann. Ohne Kommandeur sozusagen, denn unser Chorleiter hielt es noch für



verfrüht, uns auf die Massen loszulassen. Bis heute ist's ein Geheimnis geblieben. Übrigens – in fünf Minuten ist Chorprobe."

Sie hat schon begonnen, als ich den freundlichen Klubraum im Stabsgebäude betrete. In den Sesseln sitzen Soldaten, am Kleiderständer – zwischen Wattejacken hängend – zwei Maschinenpistolen. „Im Januar, um Mitternacht", müht sich ein heiserer Tenor. Wenn das mein Jongleur wäre, hätte ich das Interview so gut wie in der Tasche.

Er ist es nicht, erfahre ich nach

der Probe betrübt. „Dieter Fürstenberg singt überhaupt nicht im Chor", sagt mir ein Soldat, „aber wenn Sie für die Armee-Rundschau mal was besonderes suchen, er balanciert Stühle."
Es ist wie ein Hohn. Da steh' ich nun, ich armer Tor und greif' mir aus Verzweiflung den heiseren Tenor. Es ist Soldat Jürgen Richter, wehrpflichtiger Autoschlosser aus Dresden. Er ist an diesem frostigen



Januarmittag für eine Stunde vom Potsdamer Platz herübergekommen. „Auf Befehl also", frage ich ihn, und insgeheim nehme ich mir vor, meinem Freund, der sich's im Urlaub wohl sein läßt, wegen administrativer Kulturarbeit eins „auszuwischen". „Nicht so wie Sie vielleicht denken, Genosse Hauptmann", korrigiert mich Jürgen Richter. „Das Singen macht Spaß, niemand zwingt mich dazu. Oder doch: Ich bin Waisenkind. Kollegen von der Abteilung Arbeit des Warenhauses haben mich zu Weihnachten in ihre sozialistische Brigade aufgenommen. Es ist schön zu wissen, daß wir Grenzer geliebt werden. Nun dank' ich's den Kollegen mit einem Lied."
Was mir der Dresdner da erzählt, verleitet mich dazu, ihm noch ein paar Minuten zu stehlen.
„Mögen Sie Bücher?" — „Ich hab' sie gern, besonders den ‚Stillen Don'." — „Vier dicke Bande! Ein Roman für Grenzer?" — „Besonders für Grenzer. Grigori schwankt zwischen Freund und Feind, er muß es teuer bezahlen und wird aus der Gesellschaft ausgestoßen." Der Soldat greift nach seiner MPi. „Jetzt muß ich weg. Gestatten Sie? Es ist schon 13.30 Uhr — meine Genossen warten."
Das mahnt auch mich zur Eile. Noch einmal: Zimmer 242, zweite Tür links. Dort: Nicht die Spur von einem Soldaten, die Schläfer sind ausgeflogen Wo mögen sie stecken? Mein Magen knurrt. Im Speisesaal natürlich!
„Der Dieter war hier", bestätigt mir dort ein Gefreiter. „Im Kompanieklub, da werden Sie ihn finden." Doch der Kompanieklub erscheint mir weit weg, und die Linsen sind nah. So siegt der Hunger, und während der Gefreite Edmund Bieler staunt, was ich so an Linsen zu verdrücken vermag, erzählt er mir, welche Rolle die Kultur in seinem Grenzeralltag spielt: „Durch einen Zufall kam ich in meiner Heimatstadt mit dem Theater in Berührung, als Springer, sozusagen. Irgendeiner von meinen Kollegen war gerade mal verhindert. Hier in der Kompanie ist mir der Theaterbesuch zu einer festen Gewohnheit geworden. Nachdem ich außer ‚Messeschlager Gisela' und dem ‚Weißen Rössl' alles Einschlägige aus dem Metropol kenne, wird's Zeit, daß ich mich an die schwereren Kaliber wage. Wir haben beschlossen, das mit unserer Gruppe gemeinsam zu tun."
Außer dem Motorsport und seiner Jawa gilt Edmund Bielers Vorliebe dem historischen Roman. Zur Zeit liest er „Napoleon" von Eugèn Tarlè. „Ein lehrreiches Buch, doch der Gerechtigkeit halber wäre dann doch Friedrich Engels an der Reihe. Daß er in unserer Kaserne gedient hat, weiß jeder, aber dann hört's schon auf."
„Was halten Sie davon, wenn ein bißchen nachgeforscht und eine kleine Erinnerungsstätte eingerichtet würde?" — „Na klar, da wäre ich dabei", antwortet der Zwanzigjährige wie aus der Pistole geschossen.
Die Linsen sind verspeist, und gestärkt begebe ich mich in den Klub. Umgeben von leeren Sesseln, neben einem Radio sitzend, ein breitschultriger, stämmiger Bursche. Nur so einer schafft zehn Stühle, nur das kann er sein!
Er ist es nicht, er heißt Dieter Schröder, und ihm erzähle ich mein Leid. Dieser Soldat kennt das gesuchte Talent nicht einmal. Auch er hat seinen Kummer, wie ich von ihm und nachher von seinem Politstellvertreter erfahre.
Der wehrpflichtige Dieter Schröder ist der anerkannt beste Grenzposten seines Zuges, obwohl er seit Einbruch des Winters mit einem Passus der Dienstvorschrift auf Kriegsfuß steht. Dieters Verfehlungen fallen nicht in die Freizeit. Er spielt seine Trompete und auch gern Skat. Ihm schmeckt das Essen und auch das Bier. Er war im Berliner Ensemble und hält viel von „Frau Flinz".
Was plagt den Mecklenburger Jungen, dessen von Wind und Wetter gegerbten Fäuste wie Vorschlaghämmer wirken?
„Es ist die Wärme in diesem Winter, Genosse Hauptmann. Wenn ich, wie jetzt, bei 16 oder 22 ° minus auf Wache Handschuhe tragen muß, dann kribbelt mich's vor Hitze. Vor der Armeezeit kannte ich keine Handschuhe. Ich bin Straßenbauer, da kann man so etwas nicht gebrauchen. Soll ich ausgerechnet bei der Armee ein Weichling werden?" Seine Vorgesetzten haben längst beschlossen, Dieters Mutter keinen Weichling nach Güstrow zurückzuschicken.
Dieses Erlebnis würde mir der



Chefredakteur nicht streichen, überlege ich, als ich mir zum Abschied von Dieter Schröder die Hand zerdrücken lasse. Wenn ich nun doch noch meinen Jongleur fände?

Also von vorn angefangen: Zimmer 242, zweite Tür links. Dort: (siehe oben). Im Nebenzimmer: das gleiche.

Ein Hauptfeldwebel irrt nur einmal, fährt es mir durch den Kopf. So ist es auch: „Ich habe Sie um 14 Uhr im Kompaniebereich suchen lassen, Genosse Hauptmann, aber ohne Erfolg. Soldat Fürstenberg ist inzwischen 'raus an die Grenze."

Da bin ich wieder einmal das Opfer meiner eigenen Gefräßigkeit geworden!

Der Politstellvertreter, Leutnant Mütze, betritt das Zimmer und stellt sich mir vor. Er ist über meine gescheiterten Absichten bereits informiert und dem Soldatenmagazin sehr gewogen. „Begleiten Sie mich am Abend bei einem Kontrollgang an die Staatsgrenze. Ich werde die Genehmigung einholen. Aber wie gesagt: Nur ein paar Sätze, mehr ist da nicht drin." Ich verspreche es hoch und heilig. „Wie kann man da danken?" – „Nicht nötig", erwidert der Grenzoffizier, und nach einem flüchtigen Blick auf den Dienstplan fügt er hinzu: „Die 2. Gruppe des 2. Zuges hat jetzt dienstfrei. Sie gehört zu den besten, vielleicht läßt sich Ihr Kulturkurzinterview ein klein wenig ergänzen."

Als ich das Zimmer 252 betrete, bieten mir acht Soldaten ihren Hocker an. „Sie sitzen so traut beieinander, da störe ich wohl?" – „Nicht im geringsten, wir machen vieles gemeinsam in der Freizeit." – „Auch ausgehen?" – „Auch das sehr oft. Wir waren im ‚Fidelio' und auch geschlossen zum Fußballspiel. Anschließend werden dann manchmal noch ein paar Bierchen getrunken."

Als ich mich provokatorisch nach der letzten Ausgangsüberschreitung erkundige, blickt man mich an wie einen Aussätzigen. „Hier ist die Presse wieder einmal falsch informiert. In unserer Gruppe



Illustrationen: Harri Parschau

gibt es keine Ausgangsüberschreitungen", belehrt mich taktvoll der Parteigruppenorganisator, Gefreiter Günter Klötzer.

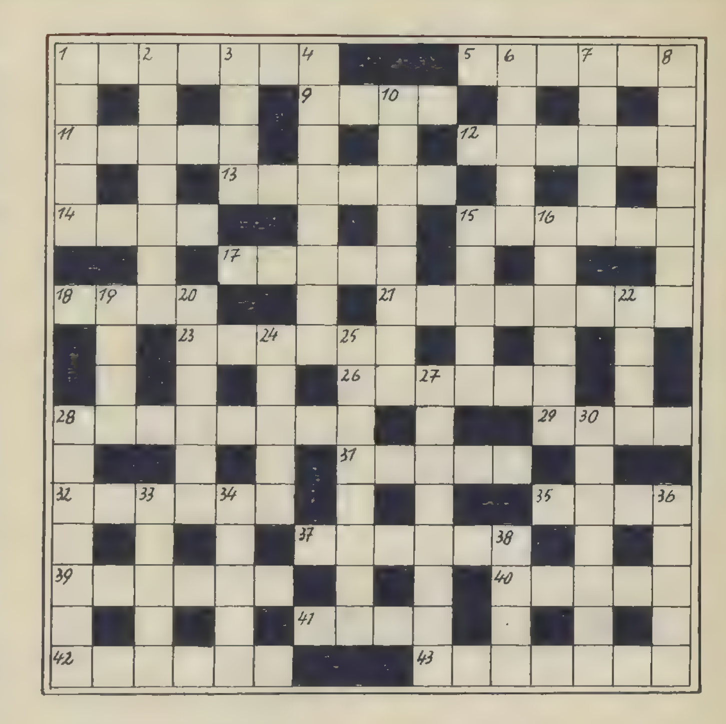
Ich beschließe mein Spielchen weiterzutreiben. „Wie ist es mit dem Tanzen auf Berliner Pflaster?" – „Die Mädchen sind nicht hübscher als anderswo, manche von ihnen bilden es sich nur ein", erhalte ich zur Antwort. „Nach dem Gehaltstag finden Sie uns im Rathauscafé, kurz davor in der Bärenschänke", ergänzt der Wehrpflichtige Manfred Schwarze. „Da bleibt kein Geld für Bücher und wenig Zeit zum Lesen", sagte ich so beiläufig. Ich ernte Protest und bin gezwungen, frei nach Karl-Heinz Freitag eine „AR"-Umfrage zu improvisieren. Da mir keine drei Seiten zur Verfügung stehen, sei das Ergebnis schmucklos und in Stichpunkten wiedergegeben: Alle Genossen der 252 kaufen zum Gehaltstag je ein Buch. Im Januar wurden erworben „Der unterirdische Strom", „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk", „Eine Liebesgeschichte", „Plutonien", „Marktplatz der Sensationen", „Drei Kapitel Glück", „Die Wolokolamsker Chaussee" und „Gefährliche Liebe". „Adlersteppe" hieß das Buch, über das sich die Soldaten während der letzten Buchbesprechung unterhielten, die die FDJ-Leitung organisierte. Der lesende Arbeiter – das ist eine Kernfrage der sozialistischen Kulturrevolution, sagt die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands.

Ende gut, alles gut. In der neunten Abendstunde reiche ich Dieter Fürstenberg, der auf dem verschneiten Gelände der ehemaligen Reichskanzlei seinen Posten steht, die Hand. Der Magdeburger Fliesenleger ist nicht wenig überrascht, an solch ungewöhnlichem Platz nach seinem Hobby gefragt zu werden. Als der Politstellvertreter für ihn die Beobachtung des Geländes übernommen hat, berichtet er mir in kurzen Worten: „Angefangen habe ich mit Mutters Besen. Wenn Mutter vom Einholen zurückkam, hatte ich manchmal den halben Haushalt auf dem Kinn. In der Schule versuchte ich's während der Pause einmal mit der Wandtafel. Als mein Physiklehrer vorzeitig die Klasse betrat, war er nicht wenig überrascht. ‚Wenn du das Ding eine halbe Minute auf dem Kinn behältst, darfst du für heute die Schule schwänzen und nach Hause gehen.' Ich ging."

„Und in Ihrem Soldatenleben, was gibt es da Schönes?" – „Der Dienst ist hart und verlangt alles ab. Aber wenn man die Grenze acht Stunden lang zuverlässig geschützt hat, da ist man zufrieden. Auch später, da werde ich mich gern daran erinnern."

„Und die zehn Stühle?" – „Sind eingeplant, gewissermaßen. Meine Leistungen zu steigern, das steht im Kulturplan der Kompanie. Sie können mich ja mal bei Gelegenheit besuchen." Ich verspreche das noch rasch. Der Politstellvertreter drängt zum Aufbruch. So endet nun mein Kurzinterview, die Suche nach dem, was im Verborgenen blüht und keine Schlagzeile einbringt, wie mein Freund, Kompaniechef Leutnant Kauffmann, zu sagen pflegt.

KREUZWORTRÄTSEL



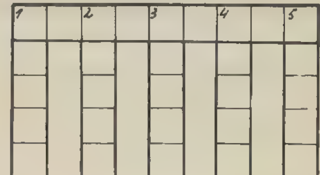
Waagerecht: 1. „Armeesportler des Jahres 1962", 5. Rundtanz des 19. Jh., 9. Papageienart, 11. Geburtsstadt Karl Marx, 12. Schlußrunde im Sport, 13. Übung zur Selbstüberwindung, Enthaltsamkeit, 14. griech. Landschaft, 15. österreich. Maler (1840 bis 1884), 17. Orientierungsmittel, 18. Cheftrainer der Leichtathleten des ASK Vorwärts Berlin, 21. Präsident Kubas, 23. Storchenvogel, 26. Nebenfluß des Kongo, 28. Stadt in Mittelschweden, 29. Nebenfluß der Mosel, 31. populärer Leichtathlet des ASK Vorwärts Berlin, 32. Stadt am Rhein, 35. landw. Gerät, 37. Maßeinheit der Geschwindigkeit eines Schiffes gegenüber dem Wasser, 39. Söldnerheer, 40. das Auserlesene, 41. amerik. Polarforscher, überflog 1926 als erster den Nordpol, 42. Motorfahrzeug, 43. Nachrichtenmittel.

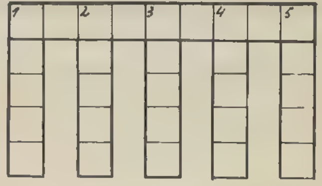
Senkrecht: 1. lockeres Fasergebilde, 2. Ausgabe eines Buches, 3. Stadt in Indien, 4. Hauptstadt Indonesiens, 6. Mädchenname, 7. Fluß in der ČSSR, 8. Generalsekretär der KP Brasiliens, 10. berühmter sowj. Jagdflieger, 15. Minister der DDR, 16. Höhepunkt einer Krankheit, 19. Ureinwohner Südamerikas, 20. erster Sitz der jungen Sowjetmacht, 22. Fluß in Polen, 24. Teil des Hubschraubers, 25. Befehlshaber der I. Roten Reiterarmee der SU, 27. Stadt im Bez. Erfurt, 28. Chef der LSK/LV, 30. Hauptkampfart, 33. deutscher Theater- und Filmregisseur, 34. Lobrede, 36. Stadt im Bez. Magdeburg, 38. deutscher Schriftsteller („Der Fischer von Sylt").

RÄTSELKAMM

Die Buchstaben aaaaa ch e g j lll k ll m oooo pp s ttt www sind so in den Kamm einzusetzen, daß senkrecht folgende Wörter entstehen:

1. sowj. Kosmonaut, 2. Wasserkraftwerk am Moskwa-Wolga-Kanal, 2. russ. Physiker, erfand die drahtlose Telegrafie, 4. Kurort auf der Krim, 5. Strom in der Sowjetunion.





Skat

Hinterhand spielt mit abgebildetem Blatt Grand Hand und verliert mit 60 Augen. Im Skat liegen Herz Dame und Karo 7. Vorderhand hat bis 55 gereizt und wollte Pik aus der Hand mit 7 Trümpfen spielen. Er hätte jedoch neben 3 Trumpfstichen noch Kreuz König und Herz 8 abgeben müssen. Wie sind die Karten verteilt und wie ist der Spielverlauf?



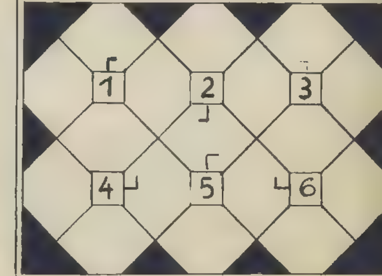


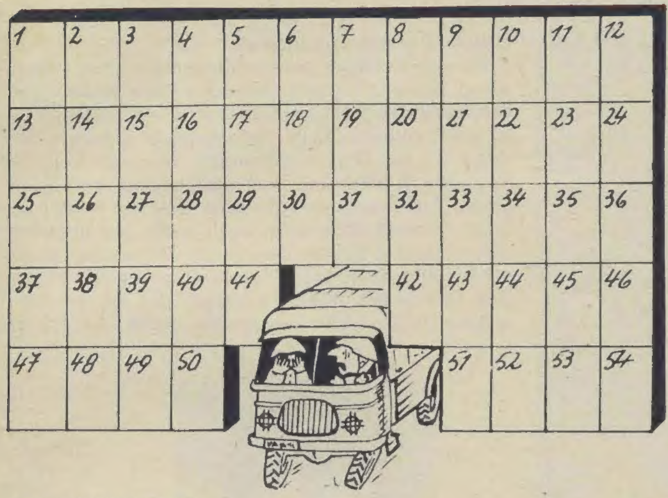










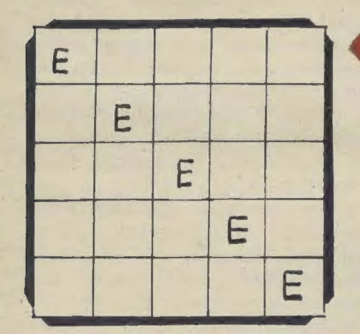


ZAHLENFELD

Jede Zahl ein Buchstabe, der in das betreffende Zahlenfeld einzutragen ist. Bei richtiger Lösung ergeben die Zahlenfelder 1–54 eine Losung unserer Kraftfahrer.

1, 53, 47, 49, 2, 20, 52 Schutzdach; 11, 38, 49, 24, Übersetzungsstufe des Schaltgetriebes; 33, 23, 8, 12, 29, 15, 6, 32, 9, 19, 13, 25 Ausgleichsgetriebe; 3, 16, 41, 12, 50, 40 Teil des Rades; 34, 28, 52, 35 Stromspeicher; 4, 42, 51, 17, 46, 15 Teil des Bruches; 22, 26, 39, 40, 6, 47 Zubringerschiff; 31, 30, 7, 43 Stadt in Westfalen; 45, 13, 36, 21 Teil des Hauses; 5, 27, 18, 31, 37 Teil der Uhr; 14, 2, 10, 54, 26 deutscher revol. Dichter.

FÜLLRÄTSEL



Waagerecht sind folgende Begriffe zu suchen:
1. Präsident des DTSB, 2. Antreteordnung, 3. Sportgerät, 4. Sportart, 5. hervorrag. Leichthathlet des ASK Vorwärts Berlin. Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aa b d ee h i j k l nn o p rr s w x.

FLIESEN-SILBENRÄTSEL

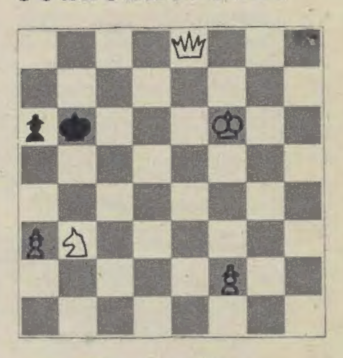
Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um die Zahl. 1. Oberbefehlshaber der sowj. Raketentruppen, 2. Blasinstrument, 3. Übereinstimmung, 4. deutscher Arbeitersportler, antifasch. Widerstandskämpfer, 5. See in Nordamerika, 6. griech. Arbeiterführer, 1952 durch die griech. Reaktion erschossen.

VERKAPSELTES

Frauenbewegung – Dalmatien – Druckluftbremse – Wachskerze – Brombeere – Elbsandsteingebirge – Baseballspieler – Bergkristall – Kurilen – Duranmetall – Beistand – Elektron.

Jedem dieser Wörter ist ein kurzes Hauptwort zu entnehmen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen des populärsten Sportlers von 1962.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

Nach dem überraschenden Schlüsselzug wird die starke Wirkungskraft der Dame geschickt eingeschaltet.

Verfasser: T. Pawlowski. Nachdruck.

Stellungsbild: Weiß: Kf6, De8, Sb3, Ba3, f2 (fünf Steine).

Schwarz: Kb6, Ba6 (zwei Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1963

SKAT: Vorderhand: Kreuz König, Dame; Pik As, 10; Herz Dame; Karo 10, König, Dame, Bube, 8. Hinterhand: Kreuz Bube, 9, 7; Pik 9, 7; Herz 10, 9, 8, 7; Karo 7.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Wenn das Proletariat herrschen will, muß es das auch in seiner militärischen Organisation zeigen."

KREUZGITTER: Waagerecht: Höhne (10), Ladung (6), Asbest (19), Marsch (3), Ili (23), Ono (25), Unita (28), Ute (26), Yen (32), Ebene (7), Amt (11), Ara (24), Fleiß (17), Gewehr (2), Prawda (12), Lawine (21).

Senkrecht: Olsen (29), Heer (18), Eutin (35), Limit (1), Dora (20), Nacht (30), Lister (22), Orly (4), Oran (8), Uhse (16), Abbe (31), Umea (27), Erft (14), Euler (9), Basra (15), Nagel (5), Mahon (33), Kiew (13), Lwow (34).

RUND UM DAS ZAHLENFELD: 1. Dorticos, 2. Dortmund, 3. Siegmund, 4. Weiskopf, 5. Kopfball, 6. Halloren, 7. Noeldner.

BILDERRÄTSEL: „Es lebe der 45. Jahrestag der ruhmreichen Sowjetarmee!"



HEFT 3
MÄRZ 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 16. 2. 1963

Fotos: Gebauer (20) Titel, Rücktitel, S. 11, 16, 27, 28, 29, 30, 31, 39, 40, 41, 57, 60; Zentralbild (9) S. 1, 4, 5, 19, 22, 23; Haubert (3) S. 7, 8; Weiß (3) S. 14, 35, 55; Bach (2) S. 14, 15; Militär-Bilddienst (12) S. 18, 44, 45, 46, 60, 69; Labik (1) S. 32; Weidt (1) S. 35; Völker (6) S. 36, 37, 38, 48; DEFA (1) S. 47; Sukup (1) S. 53; Syndoman (4) S. 66, 67; Salomon (1) S. 74; Archiv (12) S. 19, 20, 33, 59, 60, 72

TITELBILD: Ehrenkompanie der Nationalen Volksarmee

STAR-Palette

Als ich sie begrüßte, salutierte sie, wie es sich geziemt. Ihre Uniform war geschmückt mit den Tressen eines Feldwebels. Doch unser Gespräch zeigte bald, daß ich es nicht mit einem weiblichen „Militär" zu tun hatte, sondern mit einer Tänzerin des „Erich-Weinert-Ensembles".
Über sich erzählte sie mir folgendes: „Ich wollte schon immer Tänzerin werden. Vom ehemaligen Ensemble der Grenzpolizei wurde ich zur Ballettschule delegiert. Nach dreijährigem Studium bestand ich das Staatsexamen im Spezialfach Folklore. Die Ausbildung war anstrengend und doch schön. Am schönsten ist jedoch jetzt die Arbeit im Erich-Weinert-Ensemble, auch wenn sie ungleich anstrengender als am Theater ist. Ungünstige Bühnenverhältnisse, keine speziellen Probenräume und fast jeden Abend Auftritt, das ist der Ensemble-Alltag. Aber es macht Spaß. Ich tanze

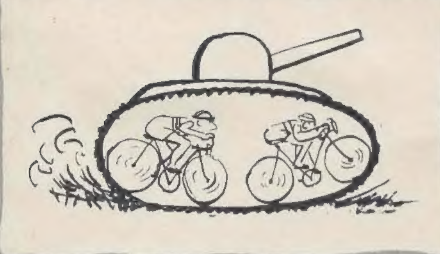


Brigitte Bastian

gern, auch in der Freizeit, wo ich allerdings zur Zeit dem Twist den Vorzug gebe. Der schönste Lohn für unsere Arbeit ist immer der Dank des Publikums. Ein Bürgermeister war einmal so begeistert, daß er nach einer Vorstellung sagte: ‚Unser Kulturhaus hat schon viele Höhepunkte erlebt, aber höher geht's nimmer!' Eine Auslandstournee erlebte ich auch schon. Ich durfte mit in die Sowjetunion fahren – Moskau, Leningrad, Riga. 17 000 Zuschauer in Riga waren ein Rekord fürs Ensemble. Wir trafen herzliche Menschen. Ich unterhielt mich im Zug mit einem Offizier. In Leningrad angekommen, trennten wir uns, ohne die Adressen auszutauschen. Am anderen Tag aber stand mein neuer Freund vor der Hoteltür und brachte mir ein Schallplattenalbum als Erinnerungsgeschenk.
Über meinen Platz im Ensemble gibt es nicht viel zu erzählen. Eine Tänzerin unter vielen fällt selten auf. Wenn Sie mich bei der nächsten Veranstaltung finden wollen, müssen Sie in der Revue ‚Zwei liebevolle Schwestern' aufpassen. Im Tanzbild ‚Kirmes' bin ich die Braut, bei der ‚Seemannshochzeit' eine der 6 Freundinnen und im ‚Fahnentanz' eine Chinesin. Im Programm ‚In allen Sprachen singt man auf der Welt' tanze ich im rumänischen und slowakischen Tanz mit. Das ist alles und bestimmt nicht viel!"
Dem möchte ich hinzufügen, daß Bescheidenheit eine Tugend des Soldaten ist.

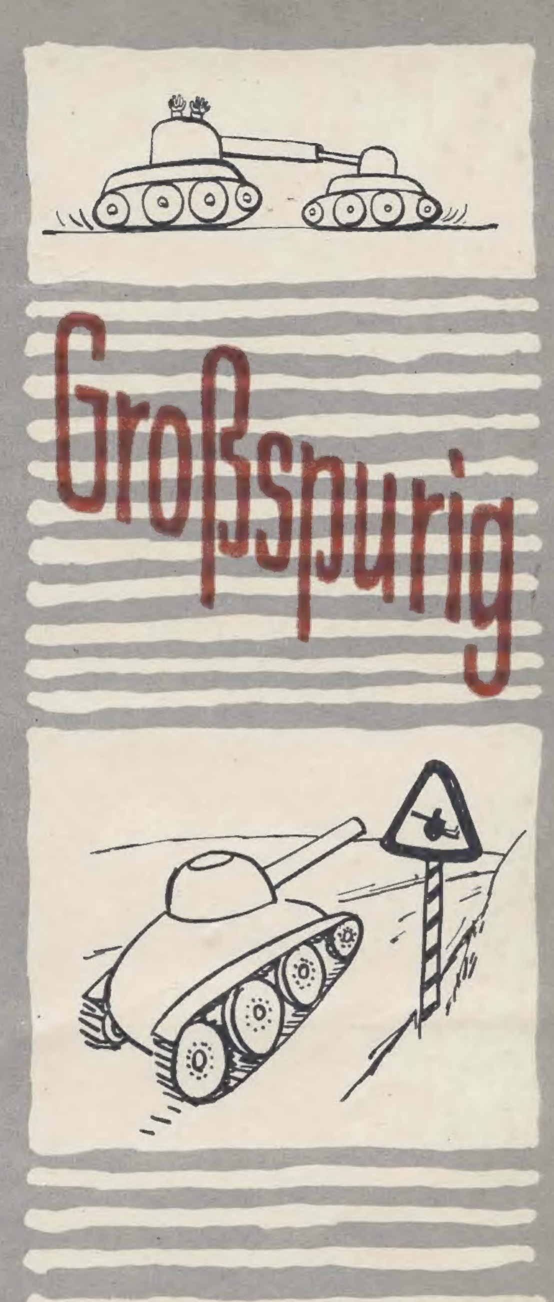
E. Gebauer





VON PAUL KLIMPKE





Großspurig

